

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1952

15 (1.8.1952)

BEILAGE ZU
FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1./15. August 1952

6. Jahrgang / Nr. 15/16

Adolf Schlatter, ein Helfer in Bibelnot

Zu seinem 100. Geburtstag am 16. August 1952*)

Von Karl Gutbrod

I.

Es mag Willkür scheinen, wenn unser Gedenken an Adolf Schlatter in diesem Jahr seines 100. Geburtstages gerade unter diesen Gesichtspunkt gestellt wird. Es sei gerne eingestanden — die Wahl dieses Themas ist Zeugnis persönlichen Dankes von einem der vielen in unserer Kirche, denen Schlatter wesentlich zum frohen Umgang mit der Schrift verholfen hat und die z. B. in den aufwühlenden Fragen unserer Tage nach der rechten Auslegung der Schrift wesentlich auch dank seiner Arbeit an der Bibel ihren Weg sehen. Darüber hinaus aber ist die Wahl des Themas durch einen sachlichen, um nicht zu sagen: historischen, Grund bestimmt. Eine akute Bibelnot verursachte im Jahre 1880 Schlatters Übergang aus dem Pfarrdienst in die wissenschaftliche Arbeit an der Bibel. In Bern lagen die Pietisten mit der herrschenden Reform in heftigem Kampf, einem Kampf auch um die Jugend in Schule und Hochschule, einem Kampf deshalb auch um Lehrstühle und Kanzeln. Das Verlangen weiter Kreise nach wissenschaftlicher Vertretung des Bibelglaubens an der Berner Fakultät führte zu den Verhandlungen mit Schlatter. Dabei war Schlatter keineswegs der Vormann des Pietismus. Das Gesetz, unter dem er „antrat“, wird sichtbar in zwei Männern, zwischen deren theologischem Standpunkt hindurch Schlatter seinen Weg zu finden hatte wie Odysseus zwischen Scylla und Charybdis. Der eine dieser beiden, Theodor v. Lerber, Schöpfer und Rektor des Freien Gymnasiums in Bern, sollte durch die gleichzeitige Anstellung des Privatdozenten Schlatter als Religionslehrer an seinen Oberklassen die Gehaltsfrage befriedigend lösen helfen. Lerber war entschlossener Verfechter der unantastbaren Unfehlbarkeit der Bibel. Kritische Arbeit an ihr beurteilte er als Sünde und jeden Theologen,

*) Vortrag am Vorabend der Jahresversammlung 1952 des Ev. Pfarrvereins in Württemberg in der Paul-Gerhardt-Kirche Stuttgart.

Aus dem Inhalt: Adolf Schlatter, ein Helfer in Bibelnot / Zum Monatsspruch August 1952 / Handreichung für die Predigt: 10. bis 13. So n. Trin. / Berichte: Jahresbericht des Theol. Studienhauses Heidelberg / Mitteilungen.

der das Studium an einer Fakultät absolviert hatte, als unfähig zum Glaubensgehorsam gegenüber der Schrift, der für ihn mit dem Ja zu ihrer Unfehlbarkeit identisch war. Es gab ein hartes Ringen in Gestalt einer theologischen Prüfung, erst im Studierzimmer Lerbers, wo Schlatter über die damals wie heute bezeichnenden Fragen nach der Jungfrauengeburt, der Existenz des Teufels, der Inspiration des Psalters im Unterschied von der Wirksamkeit des Hl. Geistes bei der Entstehung des Kirchenlieds Auskunft geben sollte, nachher im größeren Kreise der Freunde Lerbers. Auch als Schlatter in dieser Versammlung seine Haltung mit Luthers Erklärung zum 2. Glaubensartikel umriß, wollte Lerber ihm, der Bibelkritik bejahte und trieb, seine Schule nicht öffnen. Er ließ sich jedoch später dazu bewegen. Der andere Mann war der Kirchenhistoriker Nippold, in jenem Jahr Dekan der theologischen Fakultät, ein entschlossener Anhänger der Reform und Gegner des Bernischen Pietismus. Das Gesuch Schlatters um Zulassung zum Fakultätsexamen beantwortete er mit dem brüskten Satz: „Das einzige, was Sie zu tun haben, ist, daß Sie sofort Ihren Koffer packen und wieder abreisen.“¹⁾ Diese beiden Männer, die Schlatters Schritt in die biblische Arbeit flankierten, haben seinen Weg entscheidend mitgeformt. „Die beiden ersten Begegnungen mit Lerber und mit Nippold stellten wie ein leuchtendes Signal das Ziel meiner Arbeit fest. Mit der Bibel war Lerber mir entgegengetreten; die Lerbersche Bibel hieß aber Nippold ein Phantom. Ich wußte also, wofür ich zu arbeiten hatte, für die Schrift, und war dabei gleichzeitig nach zwei Seiten hin vor einen Gegensatz gestellt, da ich Lerber und seinen Freunden als Kritiker, der Fakultät dagegen als ein Pietist erschien, den sein Bibelglaube für die wissenschaftliche Arbeit untüchtig mache.“²⁾

Ist der Zusammenstoß mit diesen beiden Männern für den Anfang von Schlatters Weg bezeichnend, so ist es erst recht seine Frucht. „Zum Kampf berief mich der Ruf, der mich nach Bern brachte; ich konnte aber denselben Tatbestand auch so ausdrücken: zur Einigung der miteinander Kämpfenden berief er mich.“³⁾ Schlatter nahm es nämlich als Christ und Theologe ernst, daß er durch die Führung seines Lebens Mitarbeiter von Lerber und Nippold wurde und zwischen beiden stehen mußte. Freilich war nicht Schlatters Person oder theologischer Standpunkt der einigende Boden, sondern die Bibel. „An der Bibel entstand der Streit, aber mit dem Streit zugleich die Möglichkeit seiner Überwindung.“⁴⁾ Warum? Die Bibel beteiligt Schlatter wie uns alle an der Geschichte, die Gott macht, um uns an sich zu binden. Dadurch bewirkt die Bibel als Trägerin der Gabe Gottes Glauben und Gehorsam. Gleichzeitig erfordert sie entsprechend der Eigenart ihres Erzählens das kritisch geschulte Auge, welches die Grenzen der Geltung ihrer Aussagen zu erfassen vermag. Verstand Lerber unter Bibelkritik die Bestreitung und Entkräftung der biblischen Aussagen, so Schlatter die schriftgeforderte Beobachtung der Tat-

1) Entst. d. Beitr. z. Förd. chr. Theol. S. 17.

2) Entst. S. 17/18.

3) Entst. S. 18.

4) Entst. S. 18.

bestände ohne jede Verbiegung der Wahrheit. Verstand andererseits Nippold unter Bibelglauben ein Gesetz, welches zum sacrificium intellectus nötigt, so Schlatter die Frucht des göttlichen Wirkens in Jesus. Jesus Christus nötigt Schlatter, die Bibel über alles zu stellen. Denn sie allein bringt den Menschen mit Jesus zusammen. Und derselbe Jesus Christus nötigt Schlatter, die Bibel genau und kritisch zu durchforschen. „Wäre ich zum Urteil unfähig geworden, das Wirkliches als wirklich, Poetisches als poetisch, Jüdisches als jüdisch, Griechisches als griechisch faßt, so hätte ich mich wieder von der Geschichte gelöst, vom Christus geschieden und auf die göttliche Gnade, die ihn uns sendete, verzichtet. Denn dadurch hätte ich aus der Schrift ein Gesetzbuch gemacht . . . Ich mußte also, wenn ich den Anschluß an Jesus bewahren wollte, beide Normen einigen“⁵⁾ nämlich die Freiheit der Schriftforschung und die gläubige Gebundenheit an die Bibel.

Diese kleine historische Erinnerung zeigt uns beides: Bibelnot, die lastend und trennend auf der Christenheit liegt, und einen Mann, dem die Bibel Ruf und Gewißheit gibt, ein Helfer in Bibelnot zu sein. Was Schlatter in seinen Berner Anfängen plastisch erlebte, hat er 1928 im Vorwort seiner Aufsatzsammlung „Hülfe in Bibelnot“ in einer grundsätzlichen Ausführung dargestellt. Er erinnert dort an die Söhne von Lk 15, die beide nicht ihren Willen unter den ihres Vaters stellen wollen. Dieses Gleichnis sieht Schlatter sich in der christusgläubigen Gemeinde an der Bibelfrage erneuern. „Die eine Gruppe ist in Not, weil ihr die Bibel fehlt; darum muß sie darben.“ Sehr aktuell verweist er dafür auf den seelenlosen Industriellen, den vergifteten Kulturmenschen, den zerstörenden Politiker, den nutzlosen und eigensüchtigen Religionsbetrieb. Der anderen Bibelnot sieht Schlatter im „gehorsamen“ Sohn abgebildet. „Indem er versucht, sich ihr anzupassen und vielleicht mit kunstvoller Dressur sein Denken und sein Verhalten so zu formen, wie es die Bibel verlangt, paßt er sie sich selber an und biegt sie um, bis sie ihm erträglich wird. Er füllt sie mit seinen Gedanken und verarbeitet sie in sein System.“ Hilfe in dieser Bibelnot geschieht wie in jenem Gleichnis durch den Vater. Er allein kann die Decke von dem Herzen wegnehmen, welche die Bibel zum unverständlichen Buch, zur Last und Verurteilung macht. Er tut dies durch seinen Geist. „Dagegen gehört es zum Dienst, den wir einander zu leisten haben, daß wir die Decke von der Schrift wegnehmen und einander zeigen, was sie ist.“⁶⁾

Legt nicht, ganz abgesehen von der zufälligen Tatsache, daß Schlatters 100. Geburtstag in dieses Jahr fällt, das, was aus jenem geschichtlichen Vorgang in Bern 1880 und aus dieser Anwendung des Gleichnisses Jesu auf die Bibelfrage aufleuchtet, uns allen dringend nahe, uns von dieser helfenden Hand dienen zu lassen und nach den Schätzen zu greifen, die uns diese Hand schriftlich hinterlassen hat? Zumal wir wieder in einem Augenblick akuter Bibelnot stehen. Der Unterschied zwischen

5) Entst. S. 18/19.

6) Hülfe in Bibelnot, 2. Aufl., S. 9/10.

der Frontstellung im damaligen Bern und derjenigen unserer Tage ist zwar nicht zu verkennen. Es stehen sich heute nicht der Glaube an eine unfehlbare Bibel und eine Reformpartei gegenüber. Wir haben unsren Weg zu finden zwischen dem extremen Standort der Verbalinspirationslehre, der heute weithin genau so wie dort von Lerber und seinen Freunden vertreten wird, — und dem Programm der „Entmythologisierung“, das einer falschen Sicherung und einem falschen Bauen auf Grund von Heilstatsachen „extra nos“ gegenüber auf das „pro nobis“ pocht, außerhalb dessen keine gültige christliche und theologische Aussage gemacht werden könne. Es ist die Frage, ob uns nicht aus Schlatters Arbeit an der Schrift in unseren gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die rechte Bibelauslegung entscheidende Hilfe geschehen kann.

II.

Es wäre ein Schlatter fremdes Beginnen, wollte von seiner Arbeit an der Bibel und seinem Helferamt für unser Bibelverständnis geredet werden, ohne daß zuerst der Gabe gedacht würde, durch die er wirken konnte, was er wirkte, und werden konnte, was er würdè und ist. Im Neuen Testament begegnet uns überall der Hinweis auf die *χαρις, δωσις, δωρεα*, das *χαρισμα* Gottes sah; so sah sich auch Schlatter immer wieder dazu geführt, von der Gabe Gottes und dem Gewirktsein durch Gott zu sprechen. Dies muß jedoch auch aus dem anderen Grunde bedacht werden, weil uns bereits in dem jungen Dozenten jenes Jahres 1880 eine geprägte und durchgeklärte Haltung in der Bibelfrage entgegentritt. Wer gab ihm diese? Schlatter selbst hat in all seinem Erzählen aus seiner Arbeit seinem Elternhaus große Bedeutung zugemessen. Das Besondere dieses Elternhauses war nicht allein, daß es eine sonnige Heimat für die Kinder war, von der Liebe und von dem Gehorsam gegen Gott durchwaltet, sondern daß die Ehe und das Haus seiner Eltern in erstaunlicher Weise zwei völlig verschiedene religiöse und kirchliche Formen vereinte. Der Vater war leitender Bruder einer kleinen Gemeinde von Wiedergetauften, die Mutter bewußtes Mitglied der reformierten Landeskirche. Wir, die wir nur mehr den Kampf zwischen Volkskirche und geistbewegten Gruppen, die Hitze dieses Kampfes, die Schroffheit des Gegensatzes und die Tiefe der hier aufgerissenen Kluft vor Augen haben, fragen, wie derselbe Unterschied in jener Ehe eine rißlose Gemeinschaft und einen Boden für das Heranwachsen von unverbogenen Kindern abgeben konnte. Die reformierte Mutter und der freikirchliche Vater waren eins im klaren Nein zur Reform jener Zeiten, eins in der gehorsamen Unterstellung unter die Schrift und unter den Gott, der mit ihr nach dem Menschen greift, und eins als Untertanen Jesu. „Fest stand für beide Eltern die Überordnung Jesu über die Kirche. Ihre Gemeinschaft kam dadurch zustande, daß beide im glaubenden Anschluß an Jesus die sie bewegende Regel besaßen . . . Der Vater freute sich daran, daß die Mutter in die Kirche ging, die er verlassen hatte, und die Mutter freute sich daran, daß der Vater in die Versammlung ging, die wir

nie besuchten. Denn beide werteten die Ordnungen der Kirche als das Mittel und sahen in der Verbundenheit mit Jesus unser Ziel.“⁷⁾ Jesus, die Gabe Gottes, Jesus, der Herr und Gestalter der Kirche, Jesus, der Geber der Bibel, Jesus, der Schöpfer und Gestalter des Glaubens und der Spender der Freiheit, der Freiheit von Gottlosigkeit und Glauben an den Menschen und der Freiheit von aller Angst und Unterwerfung unter ein Gesetz, auch ein „Gesetzbuch Bibel“ — mit dieser Gabe wurde Schlatter existentiell ausgerüstet, ein Helfer in Bibelnöte zu werden. Und die andere Gabe dafür ist ihm ein Lehrer gewesen. Schlatter hatte wie wir alle viele Lehrer. Er ging durch viele Schulen und Schuljahre. Er spricht oft harte Worte über die Schule seiner Jugend. Er kann über die Öde der Oberklassen im Gymnasium klagen, kann von seinem „leeren Gymnasium“ reden⁸⁾ und von den toten, anschauungsfernen Sprachübungen seiner Schulzeit. Aber einem Lehrer seiner Jugendjahre weiß er sich vor anderen zu bleibendem Dank verbunden, seinem Sprachlehrer Misteli. Wie er von seinem Vater, dem Naturwissenschaftler, im Umgang mit der Natur das Sehen lernte, so von Misteli das Lesen der antiken Schriftsteller, das Hören, das Lesen, die Fähigkeit, aus den überlieferten Urkunden durch Einordnung in die geschichtlichen Zusammenhänge ein Bild der Vergangenheit zu gewinnen, und endlich die Sprachvergleiche, das Achten auf die Werdegeseetze der Sprache, und damit die philologische Genauigkeit, die auch Kleines und Allerkleinstes zu beobachten nicht für unnötig findet.

Der lebendige und wirkende Gott, der das Glauben an sich und die Abkehr vom Vertrauen auf den Menschen schaffende Jesus einerseits — die Fähigkeit, zu sehen, zu beobachten, zu hören und zu lesen andererseits; das sind Gaben, die Schlatter in sein Helferamt mitbekommen hat.

III.

Es ist bekannt, daß Schlatters schriftlich niedergelegte Lebensarbeit zwei große Kreise umspannt. Er schrieb für die Gemeinde. Er gab ihr eine Übersetzung des Neuen Testaments, hervorgegangen aus seinen Erläuterungen zum Neuen Testament. Er half ihr, diese Schriften zu verstehen — eben in diesen Erläuterungen, zu denen ein Berner Männerkreis und dessen Bitte um Schlatters Hilfe beim Lesen des Römerbriefes den ersten Anstoß gegeben hat. Er lehrte sie die Geschichte der biblischen Bücher sehen in seiner „Einleitung in die Bibel“. Er verschaffte ihr Einblick in die großen Zusammenhänge der biblischen Botschaft und in die Eigenart und Gemeinschaft der neutestamentlichen Zeugen in seinen beiden biblisch-theologischen Werken „Die Geschichte des Christus“ und „Die Theologie der Apostel“. Er predigte ihr auch durch die Predigt- und Andachtsbücher — um nur einiges aus diesem Kreis seiner Arbeit zu nennen. Alle diese Werke sind Frucht erster wissenschaftlicher Arbeit an der Bibel, wohl allgemein verständlich, daher ohne großen wissen-

7) Erlebtes, 5. Aufl., S. 32/33.

8) z. B. Erlebtes S. 90.

schaftlichen Apparat, aber keineswegs geringer zu wertende, „erbauliche“ Literatur im landläufig herabsetzenden Sinn dieses Wortes.

Und gleichzeitig tat Schlatter seine Arbeit in der Gemeinschaft der zur Erkenntnis berufenen Leute, theologische Arbeit im engeren Sinn. Es wird später von der Spannweite und Eigenart dieses wissenschaftlichen Schaffens die Rede sein.

Es ist bei wissenschaftlich arbeitenden Theologen nicht häufig, daß die Aufgabe fast gleich stark in diesen beiden Richtungen gesehen und angefaßt wird. Wie kam es bei Schlatter zu diesem doppelschichtigen Auftrag? Es wäre voreilig, wollten wir sagen: Schlatter sah sich durch Gemeinde und Kirche einerseits und durch die Wissenschaft andererseits zur Arbeit der Bibelhilfe beauftragt. Vielmehr ergab sich ihm der Auftrag, der sein Arbeiten in diese doppelte Bahn wies, einheitlich und gleichzeitig durch die Bibel selbst.

Die Gemeinde hat von jeher die Bibel als das Wort Gottes verehrt. Aber sie hat sie nicht immer ebenso verständig und fruchtbar gelesen. Und wo sie gelesen, ausgelegt, verstanden und sogar innerlich angeeignet wurde, da bestimmte sie nicht auch ebenso klar das Leben, Wirken, Tun und Lassen der Lesenden. Zwei kleine Erinnerungen von Schlatter selbst sind für diese Tatsachen bezeichnend. Als Basler Student hatte er für seinen Freundeskreis ein Referat über das Marburger Religionsgespräch übernommen. Dabei stieß er in den Züricher Berichten über jene Begegnung zwischen den Reformatoren auf Luthers Wort: „Wenn mir Gott Holzäpfel zu essen befähle, so täte ich es.“ Schlatter sagt: „Damals bekam ich das Auge für das, was mit dem Glauben in uns geschieht“, nämlich „geschlossene Einigung mit dem, was als göttlich erkannt ist, im Unterschied von den uns die Erkenntnis gewährenden Vorgängen“.⁹⁾ In Tübingen hörte er kurz darauf Johann Tobias Beck in der Römerbriefvorlesung. Bei R 2, 17—24 zeigte dieser seinen Hörern textgetreu den tödlichen Riß zwischen der Verehrung der Thora und dem Lebensverhalten in der Judenschaft. Dann aber ging er in einer Expauke zur Christenheit über: „Du heißest dich Christ und verlässest dich auf das Evangelium und rühmst dich Gottes und lehrst die anderen, nicht aber dich selbst, und nun traf das Bußwort des Paulus die Christenheit . . . Hatte Beck nicht recht, wenn er denselben Riß in der Christenheit sah? Widerspruch nicht auch ihrem Anspruch, erlöst und gerechtfertigt zu sein, der Tatbestand ihres Lebens? . . . Aus Becks Wiedergabe von R 2 sprang aber sofort die Kritik der Reformation heraus. Von nun an verbot mir R 2, reformiert oder lutherisch zu werden. . . . Die Wallfahrt sowohl zu Löhe nach Neuendettelsau als zu Abraham Kuyper nach Amsterdam war mir durch denselben Grund untersagt, der es Paulus verbot, Jude zu sein.“¹⁰⁾ Gott wirkt — das liest man in der Bibel. Gott sendet Jesus als den Christus. Jesus umgibt sich mit der Kirche. Darf hier plötzlich der Prozeß des Wirkens und des Dienstes aufhören, wie es weithin an der Tages-

9) Erlebtes S. 96.

10) Erlebtes S. 96/97.

ordnung ist? Rechtfertigung aus Glauben — wie wird das gelebt? Aus den Gedanken und aus dem Willen der Kirche muß eine Einheit werden. Deshalb erlaubt uns die Bibel nicht einfach die Rückkehr zur Reformation, so gewiß sie uns diese gebietet. Was uns die sog. Lutherrenaissance im Anschluß u. a. an K. Barths Auslegung des Römerbriefs erbrachte, ist in seiner Bedeutung für die Kirche nicht auszudenken und daher auch nicht mehr aus ihr wegzudenken. Aber das, was Schlatter als Kritik der Rückkehr zur Reformation aufgeladen wurde — dort konturenhaft dem Studenten in Becks Hörsaal und später laufend über dem lebendigen In-der-Kirche-Stehen und dem Horchen auf das Wort des Neuen Testaments — darf ebensowenig übergangen und überhört werden. Kurz, die Bibel nötigte Schlatter die Feder für die Gemeinde in die Hand, damit sie lesen, hören, glauben und den Gehorsam des Glaubens in Jesu Dienst üben lerne. Bezeichnend dafür ist Schlatters Vorschlag zur Präambel der württ. Kirchenverfassung, den er einigen Mitgliedern der Landeskirchenversammlung im Jahre 1919 im privaten Gespräch machte: „Das macht doch keine Schwierigkeit; schreibt: Die evangelische Kirche Württembergs gehorcht dem Wort Jesu! Damit ist alles Nötige gesagt.“¹¹⁾

Dieselbe Bibel nötigte Schlatter gleichzeitig zur theologischen Spezialarbeit. Jene Bibelnot, von der eingangs die Rede war, führte ihn auf den akademischen Lehrstuhl. Und auf diesem Lehrstuhl sah er sich auch zur wissenschaftlichen Schriftstellerei genötigt. „Was die Berner Kollegen dachten, war nicht ihr persönlicher Erwerb, sondern auf die Hegelsche Gotteslehre aufgebaut, also Wissenschaft, d. h. ein Resultat einer Denkarbeit, die die ganze Kirche erfaßte, und nach Wissenschaft beehrte auch ich. So wurde ich unter der Einwirkung der Lage in Bern zum Schreiber.“¹²⁾

Wissenschaftliche Arbeit, Theologie — ein unentbehrliches Organ und eine unaufgebbare Arbeit der Kirche nach Schlatters klarem Urteil — hat freilich ihren eigentlichen Grund in anderen Bezirken. „Wann entstand die Theologie als Wissenschaft? Im 2. und 3. Jahrhundert v. Chr., als Israel mit dem überlegenen Griechentum rang. Wo ist die Heimat unserer Theologie, der reformatorischen, der paulinischen? Ihre Heimat ist Golgatha.“¹³⁾ Das Ringen, in das Gott sich mit der widergöttlichen Menschenart begeben hat, ist der Grund der theolog. Wissenschaft, ist ihr Stoff, stellt ihr die Aufgabe und zieht ihr die Grenze. Und von diesem Ringen spricht die Bibel. Die Bibel nötigt zur wissenschaftlichen Arbeit des Theologen. Sie tut es allerdings auch damit, daß viele Zeugen in ihr reden; damit ist das Problem der Einheit des Zeugnisses in der individuellen Eigenart der verschiedenen Zeugen gegeben. Endlich redet sie zu uns in einer Sprache, die durch Geschichte und Heimat der Zeugen bestimmt ist. Damit führt sie zu der unerschöpflichen

11) Erlebtes S. 60.

12) Entst. S. 56.

13) Erfolg und Mißerfolg im theol. Studium, Ostander, Tübingen, 1931, S. 4.

Arbeit der Beobachtung der Kräfte, die ihr Griechisch so gestalteten, daß es sich eigenartig abhebt von dem Griechischen des Philo und Josephus, dem von Schlatter „Schulgriechisch“ genannten Idiom.

IV.

Das biblische Arbeitsfeld Schlatters war durch die Eigenart seines Lehrauftrags in Bern an Schule und Hochschule von Anfang an das Neue Testament in seiner ganzen Breite. Er hatte mit seinen Berner Studenten das ganze neutestamentliche Zeugnis zu lesen. Ist es da ein Wunder, daß Schlatter immer die besondere Fähigkeit besaß, die Einheit in der bunten Verschiedenheit der neutestamentlichen Schriften zu erfassen? Gewiß liegt diese Fähigkeit nicht allein an der Breite des Schlatterschen Arbeitsansatzes, sondern vor allem an der Erkenntnis Jesu Christi als des Schöpfers und des Mittlers dieser Zeugnisse. Ebenso bedeutsam scheint mir Schlatters Einstieg in die literarische Forschungsarbeit. Die Haager Gesellschaft zur Verteidigung des Christentums schrieb 1882 eine Preisarbeit über „Glaube und Glauben im Neuen Testament“ aus. Es ist mehr als Zufall, daß Schlatters erste größere wissenschaftliche Arbeit die Monographie über dieses Thema geworden ist. Historisch ist es kein Zufall. „Ich las (das Programm) mit dem Gedanken, auf die hier gestellte Frage dürfe nicht der Schein fallen, daß sie unbeantwortbar sei; eine Theologie und Christenheit, die nicht mehr wüßten, was das Neue Testament ‚Glauben‘ heiße, wäre tot. Von der Berührung mit Becks Rechtfertigungslehre her hatte mich die Frage, was der Glaube sei und welchen Platz er in der Gesamtheit der religiösen Vorgänge habe, beständig begleitet, und Baaders Kritik der Reformation hatte den Eindruck verstärkt, daß die Überlieferung an dieser Stelle der Besserung dringend bedürfe.“¹⁴⁾ Aber auch in einem anderen Sinn ist dieser Schritt Schlatters mehr als Zufall gewesen; er ist vielmehr im engsten Bund mit seiner Vorgeschichte und mit seiner folgenden Bibelarbeit zu sehen. Walter Klaas hat in seinem Aufsatz über den „systematischen Sinn der Exegese Bultmanns“¹⁵⁾ einige Sätze geschrieben, die für das Schicksal und den Weg des Marburger Auslegers erhellend sind. Bultmann stieß hiernach bei seiner quellenscheidenden Arbeit an den syn. Evangelien — selbstredend angeregt durch die Vorarbeit anderer — auf die Frage, wo dieses verschieden ausgeprägte Zeugnis seinen Sitz im Leben der ersten Christen hatte. Aus welchen Bedürfnissen, Nötigungen, Tendenzen und Motiven gestaltete sich der Überlieferungsstoff zu dem heute als Markusevgl. vorliegenden Text und zu dessen Weiterbildung im johanneischen Evangelium? Die ersten Christen wollten ihren Glauben, und d. h. den heilsamen Glauben an Jesus, herausstellen als das eine, was not ist. Es dürfte nicht allzu schwer sein — die Richtigkeit dieser Angaben vorausgesetzt —, einen inneren Zusammenhang zwischen dieser Themastellung, dem weiteren Gelehrtenweg und dem heutigen Stadium der Arbeit Bultmanns und damit im Einstieg in die wissen-

14) Entst. S. 56.

15) Theol. Existenz heute, N. Folge, Heft 26.

schaftlich-theologische Arbeit etwas Schicksalhaftes und Folgeschweres zu sehen. Schlatters Arbeitsfeld bilden genau die gleichen Zeugnisse, wie sie Bultmann vor sich sieht. Aber Schlatter hatte bei der Frage nach dem Glauben einzusteigen. Glauben — wahrhaftig auch ein Lebensprozeß höchst eigenartigen Gepräges — wie gleich im Vorwort zu Schlatters Arbeit zu lesen steht.¹⁶⁾ Aber eben dieser Gegenstand der Forschung nötigt Schlatter sofort zur Erwägung von „Wesen und Wirken dessen, mit dem das Ich vertrauend die Willenssynthese eingeht.“¹⁷⁾ Deshalb verfolgte Schlatter nicht die Geschichte der synoptischen Tradition, sondern den Weg der Geschichte des Christus und seines Wirkens in denen, die an ihn gläubig wurden und in diesem ihrem Glauben lebten, handelten und schrieben. Daneben sei nun sofort das letzte Werk aus Schlatters Feder gestellt: „Kennen wir Jesus?“ (1937) — geschrieben in der Form kleiner Abschnitte, die das Buch zur täglichen Andacht und Meditation geeignet machen, und dennoch nach des Verfassers Angabe „ein Gespräch mit Jesus“, das auch im Zusammenhang gelesen werden kann, da die Teile ein einheitliches Ganzes bilden.¹⁸⁾ Diese beiden Werke Schlatters, beide in ihrem formal sehr verschiedenen Gepräge Frucht wissenschaftlicher Textarbeit, bezeichnen den Spannungsbogen, innerhalb dessen das Arbeitsfeld Schlatters liegt. Wenn man will: ein ungeheuer weit gespannter Bogen, da er die ganze Fülle des Neuen Testaments umfaßt; wenn man will: ein sehr kleiner Bogen, da er sich „nur“ mit Jesus und seinem Werk, seinem Glauben, beschäftigt.

Sodann führte ihn jene Arbeit über den Glauben auf den zentralen Punkt, an dem die Einheit in aller Verschiedenheit der Ausprägung des glaubenden Verhaltens der NT-Zeugen hervortrat. Weiter ließ sich diese Aufgabe nur durch das vergleichende Studium der Geschichte bewältigen, der Vorgeschichte des von Jesus geschaffenen Glaubens in der palästinensischen und griechischen Synagoge sowie bei Johannes dem Täufer. Wie schon deutlich geworden ist, muß dann die Untersuchung des Glaubens auf „die original („Neues“, sagt die 3. Auflage) gebende Bedeutung Jesu“ eingehen.¹⁹⁾ Und weil sich Jesus so als der Wirkende enthüllt, fällt der Blick auf die Nachgeschichte der Entfaltung des Jesuswirkens in den apostolischen und nachapostolischen Individualitäten und Dienern der Verkündigung, die jedoch geeint sind nicht allein durch den Schöpfer ihres Glaubens und Dienstes, sondern auch durch die Gemeinde, in der sie wirken und reden. Vordringlich aber nötigte die Haager Preisarbeit zur sprachgeschichtlichen Untersuchung. Diese Sprachgeschichte ist Frucht der Lehrbildung, und diese ihrerseits nötigt wiederum dazu, den Blick auf das göttliche Handeln zu richten, aus welchem die NT-Gemeinde mit ihrem Lehren und Handeln geworden ist. Gottes Wirken gibt denn auch der sprachgeschichtlichen Arbeit den Kopf und dem Glauben Grund und Recht. Endlich nötigt diese Arbeit zum sog. „perspektivischen Den-

16) Glaube im NT., 2. Aufl., S. 1.

17) ebenda S. 1.

18) Kennen wir Jesus S. 1.

19) Glaube im NT. S. 7.

ken“, zur Inachtnahme des heute so viel beredeten Vorverständnisses. „ . . . So wenig es sich mir um Darstellung meines Glaubens handelt, . . . so wenig möchte ich den Zusammenhang zwischen dem, was ich an Einblick in die neutestamentliche Glaubensstellung besitzen mag, und dem mir selbst gegebenen Maß des Glaubens in Abrede stellen. Ich halte es für unmöglich, daß ohne eigenes glaubendes Verhalten, nur durch Vermittlung der Phantasie, die auch fremde seelische Zustände nachzubilden sich bestrebt, das n.t.liche Glauben durchsichtig werden könnte. Die Aussagen der Apostel über dasselbe erwachsen so unmittelbar aus ihrem eigenen glaubenden Verhalten, daß sie für jeden Beobachter, dessen Innenleben sich in entgegengesetzter Richtung bewegt, einen wunderlichen, unverständigen, darum auch unwahrscheinlichen Charakter behalten werden.“²⁰⁾

Ein Rezensent dieser ersten Schlatterschen Arbeit schrieb darüber u. a. „ex ungue leonem“.²¹⁾ Man könnte mit gleich gutem Recht heute, im Rückblick auf Schlatters gesamte Bibelarbeit, mit einer anderen Redensart sagen: sie ist „in nuce“ bereits in seiner Arbeit über den Glauben enthalten.

Denn auf dem hier abgesteckten Gebiet bewegt sich die spätere Arbeit Schlatters an der Schrift des Neuen Testaments. So die Arbeit an den vier Evangelien. Allen vieren hat er in seinen letzten Lebensjahren je einen großen Kommentar gewidmet. Die sehr breit gehaltenen sprachkundlichen und -geschichtlichen Beobachtungen in denselben dienen dem Anliegen, in den Verfassern dieser Schriften die ortskundigen und vor allem doppelsprachigen Palästinenser erkennbar zu machen, die nicht das Schulgriechisch des Josephus benützten und sprachen. Scheinbar eine unwesentliche Äußerlichkeit. Nicht so für Schlatter selbst, dem damit nahegelegt war, in den Evangelisten nicht nur, wie heute wohl wieder jeder zugibt, große Theologen, vielmehr Begleiter des Christus zu sehen, deren theologische Kraft nicht etwa von dem im Kerygma präsenten, sondern von dem gesehenen, erkannten, geglaubten und bekannten Christus Jesus kommt. Es wurde Schlatters Überzeugung, daß der Stoff der Evangelien, den man heute zumeist unter dem Gesichtspunkt des Sitzes im Leben der ersten Gemeinde untersucht und beurteilt, nicht durch die Gemeinde entstanden sei, sondern diese seinerseits hervorgebracht und geschaffen habe. Diese Evangelienstoffe sind nach „Der Glaube im NT“ wie nach dem späteren „Die Geschichte des Christus“ die Worte und Taten Jesu, überliefert und wiederholt von der Gemeinde nicht nur, weil sie geschichtliche Erinnerungen sind, vielmehr weil sie Zeugnisse für Willen und Gebot ihres Herrn sind, der in Gottes Auftrag zur Gemeinde redet. Vom Stand der heutigen Debatte her wird man leicht gegen diese Schau der evangelischen Stücke mißtrauisch sein und Schlatter unberechtigtes Vorurteil vorwerfen. Nachdem er aber in seinen großen Kommentaren vorgelegt hat, was ihn zu dieser Schau führte: Beobachtung des Sach-

20) Glaube im NT. S. 9/10.

21) Deutsches Pfarrerblatt, 1952, Nr 3, S. 68, Sp. 2.

gehalts, der Sprache, Ortskunde, Zeitgeschichte und Art der Dokumente, wird man auch das Jesusbuch Schlatters mit größerer Achtung des wissenschaftlichen Willens und Wertes in die Hand nehmen, als sie ihm während langer Zeit zuteil geworden ist. Gewiß ist es ein ganz anderes Jesusbuch als das von Bultmann geschriebene. Anders in der Verwendung und Beurteilung der Quellen und darum auch der Schau der Person Jesu Christi. Steht wirklich hinter den Zeugnissen aller vier Evangelien Jesus als der Christus — und den zeigt Schlatter nicht nur als den Inhalt und Gegenstand, sondern als den Schöpfer derselben —, so ist seine Arbeit eben nicht kurzerhand abzutun mit einer Bemerkung wie: „biblizistische Evangelienharmonie“, sondern sie ist anzufassen mit der Frage, ob nicht eben Jesus Christus „harmonisch“ ist, d. h. tatsächlich den Willen und die Tat besitzt, die Schlatter einheitlich sowohl im synoptischen als auch im johanneischen Bericht hört und seinen Lesern vor Augen stellt.

Auf dem in der Erstlingsarbeit abgesteckten Gebiet bewegt sich weiter Schlatters Arbeit am paulinischen Zeugnis, über das er Monographien (besonders wichtig hier die Arbeiten zur korinthischen Theologie) und große Kommentare (Römer, I. II. Korinther, Pastoralbriefe, I. Petrusbrief) hinterließ. Im Gedächtnisheft der Zeitschrift Deutsche Theologie für Ad. Schlatter²²⁾ gibt ein Aufsatz meines gefallenen Bruders Dr. Walter Gutbrod Einblick in die Paulusarbeit Schlatters. Vor allem macht er deutlich 1) die Fruchtbarkeit der Schlatterschen Versuchs, Paulus (besonders im Römerbrief, aber auch sonst) nicht von der traditionellen Fragestellung jüdischer bzw. hellenistischer Beeinflussung her zu deuten, sondern ihn so zu verstehen, wie er sich selbst verstanden hat und wie er verstanden sein wollte, nämlich als den durch Jesus zum Glauben Gebrachten und an Jesus Glaubenden; 2) die Bedeutung der Schlatterschen Studien über das Verhältnis zwischen Paulus und Urgemeinde, zu Petrus und Jakobus (vgl. den Titel des Petruskommentars Schlatters: „Petrus und Paulus“ und die ausgedehnten Vergleichen sachlicher und sprachlicher Art zwischen Paulus und Jakobus im Jakobuskommentar, ebenso das kirchengeschichtliche Werk „Die Geschichte der ersten Christenheit“); 3) das Fortschreiten Schlatters von der anfänglich übernommenen Auffassung der Unehtheit der Pastoralbriefe zu der späteren Behauptung ihrer paulinischen Abfassung.

Endlich ist Schlatters Bibelforschung ständig begleitet von dem Studium der Vor- und Nachgeschichte Jesu Christi, der Zusammenhänge des Eingangs Jesu in die Welt mit Gottes Geschichte in Israel und mit dem zeitgenössischen Judentum sowie mit der Geschichte des Wirkens Jesu in der apostolischen Zeit. Daß die sprachgeschichtlichen Beobachtungen, mit denen Schlatter sich bereits in seinem Erstlingswerk zu befassen hatte, seine Bibelstudien gleich einem roten Faden durchziehen, bedarf hier keiner weiteren Ausführung mehr.

Dieser schicksalhafte Weg des neutestamentlichen Arbeiters Schlatter

22) Kohlhammer, Stuttgart, 1938, S. 19-28.

und diese Absteckung des Arbeitsfeldes hat begreiflicherweise ihre Konsequenzen. Dieses so gelesene Neue Testament überwindet den Mann Adolf Schlatter laufend, überwindet in ihm u. a. auch an entscheidenden Stellen die Traditionen der Kirche. So z. B. die konfessionellen Traditionen. Hierfür sei noch einmal an die Wirkung der Beckschen Exegese von R 2 erinnert. Oder die Traditionen der bisherigen Forschungsergebnisse (vgl. z. B. oben zu den Pastoralbriefen). Was das Neue Testament aus diesem seinem Ausleger machte, mag an dem gewiß nicht maßgebenden, aber immerhin nachdenkenswerten Votum eines Theologen meiner Generation deutlich werden. Gefragt, wie er zum Ernstnehmen des Schlatterschen Werkes gekommen sei, antwortete er: „Acht Semester lang hatte ich keinen Zugang zu ihm, im neunten Semester verschlang ich seine Bücher. Warum? 1) weil hier christologische Auslegung getrieben wird, die um zwei Brennpunkte kreist, einerseits das handelnde Subjekt Christi und andererseits die durch Jesu Ruf zur Buße, zum Glauben und damit in das Reich Gottes betroffene Person des menschlichen Subjekts; 2) weil man in dieser exegetischen Arbeit in die ganze Weite der neutestamentlichen Kirche versetzt wird wie kaum sonst, wie u. U. nicht einmal bei M. Luther und anderen Lehrern der Kirche, bei denen zwar je an ihrem Ort sehr in die Tiefe gegraben und geführt, aber nicht so in die Weite der ganzen NT-Wirklichkeit hineingestellt wird.“

V.

Wer Schlatters wissenschaftliche Arbeit verfolgt, stößt laufend auf den überraschenden Tatbestand, daß er ihr kaum die Diskussion mit den Mitarbeitern am gleichen Stoff einverleibt hat. B. Weiß hat ihm in einem persönlichen Gespräch dieses Verhalten als unrichtig deutlich machen wollen.²³⁾ Für Schlatter hat die Auseinandersetzung mit den Kollegen ihren Platz in der Vorarbeit, aber nicht in der Darstellung selbst. Vor der Überschätzung der Diskussion — Schlatter nennt sie interessanterweise gerne „die Polemik“ — bewahrt nach seinem Urteil die Erkenntnis, daß Beobachtung wirksamer die Phantastik der Erkenntnisbildung verhüte als die ausgedehnte Beschäftigung mit den Vorgängern; sodann auch das Wissen um seine eigenen Schranken, das ihn nötigte, die Aufgabe der Auslegung nicht zu mischen mit der anderen, die Geschichte der Auslegung zu sehen. „Ich war nicht imstande, . . . die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts (Schlatter denkt dabei an die sowohl von philosophischen Motiven als auch durch das urchristliche Zeugnis bestimmten Ergebnisse der neutestamentlichen Arbeit, z. B. von Ritschl, Holtzmann u. a., deren Beschreibung er sich wohl zugetraut hätte) und die des 1. Jahrhunderts gleichzeitig zu sehen und miteinander darzustellen.“²⁴⁾ Es soll darüber jedoch nicht übersehen sein, daß Schlatter in allen seinen Darstellungen — wenn auch ohne Namensnennung — sich ernsthaft mit den vorhandenen und durch die Geschichte der Auslegung aufgeworfenen Problemen befaßt hat und durchaus deutlich werden läßt,

23) Entst. S. 64.

24) Entst. S. 65.

worin der Unterschied seines Urteils von demjenigen anderer Forscher begründet ist. Daß Schlatter z. B. in seinem „Chr. Dogma“ anders vorgeht und hier eine ausgiebige Auseinandersetzung mit der Kirchenlehre und Dogmatik pflegt, sei nur angemerkt.

Neben diesem Tatbestand verdient noch ein weiterer der Erwähnung. Schlatter erzählt gelegentlich, daß er wissenschaftliche Werke in einer frohen Sorglosigkeit hinsichtlich der Begrenztheit seines Sehfeldes und der Gültigkeit seiner Erkenntnisse ausgehen lassen konnte, während er das für die Gemeinde Geschriebene viel ängstlicher der Öffentlichkeit übergab. Angesichts des sonst gerade auf dem Felde der Wissenschaft geltenden Vollkommenheitsstrebens ist dies eine erstaunliche Sache. Man soll solch eine Mitteilung Schlatters gewiß nicht so verstehen, als hätte er seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht mit der vollen Sorgfalt der hingebenden Forschung, mit dem ganzen Einsatz seiner Kraft und seines Wissens und genau geprüft vor dem Anspruch der Wahrheit und der Tatsachen vorgelegt; man denke nur an den gewaltigen Apparat vieler seiner Werke! Aber man darf auch die nachdenkliche Erklärung Schlatters für dieses Verhalten wohl beachten. Nachdem ihm an Jesus grundsätzlich aller Perfektionismus als Leugnung unserer Sündigkeit und seiner allein seligmachenden Person vergangen ist, ist ihm auch als wissenschaftlichem Arbeiter jeder Perfektionismus unmöglich geworden. Er wußte sich ja bei seinem Schreiben in die Gemeinschaft der Kirche und ihrer wissenschaftlichen Arbeiter gestellt. Diese werden antworten, korrigieren, seine Beobachtungen verbessern, wo dies nötig sein würde.

Daß die lebendige Arbeitsgemeinschaft mit ihm weithin und jahrzehntelang nicht zustande kam, war ihm ein oft beklagter Schmerz. Es ist zu befürchten, daß dieser für seine Freunde und dankbaren Leser schmerzhafteste Tatbestand ihm z. T. auch über das Grab hinaus treu bleibt. Er sagt einmal, man habe gelegentlich von seiner Originalität gesprochen. „Ich bin aber nicht durch meine eigene Neigung original geworden, sondern hätte, als ich anfang, jedem Kollegen herzlich gedankt, der in stande und bereit gewesen wäre, mich zu lehren. Da aber niemand da war und ich lehren mußte, mußte ich ernsthaft lernen als Autodidakt.“²⁵⁾ Warum schwiegen Schlatters Kollegen weithin? Einige Urteile, die über seine Arbeiten gefällt wurden und die er in seiner „Selbstbiographie“ berichtet, lassen erwägen, ob nicht Ansatz, Aufgabenstellung, Sachverständnis und Methode dort und hier so verschieden waren, daß der sonst übliche Kontakt nicht zustandekam, den Schlatter sich wohl gewünscht hat, aber mit seiner Kraft auch nicht herbeiführen konnte. „Schlatter kann keinen richtigen Schluß bilden und ist zur wissenschaftlichen Arbeit unfähig“, schrieb Schürer. „Schlatter will nicht sehen“, schrieb Knopf. „Schlatter schreibt Erläuterungen zum NT, versteht es aber nicht“, schrieb ein anderer Kollege. „Schlatter bildet sich ein, ein Historiker zu sein“, schrieb Bauer. „Mit Schlatter kann ich mich

25) Entst. S. 22.

nicht auseinandersetzen', schrieb Feine. Gleichzeitig wollte mich, sowie mein erstes Buch erschienen war, B. Weiß nach Kiel schicken . . ., und Cremer machte mich, ohne mich zu kennen, nur wegen meiner wissenschaftlichen Arbeit, zu seinem Mitarbeiter. Es folgten die Fakultäten von Heidelberg, Bonn und Marburg. Die sich aufhebenden Urteile werden beide Wahrheit in sich haben. Das wirkliche Urteil steht aber weder bei mir noch bei den Kollegen.“²⁶⁾

Diesem Blick auf die Arbeitsprinzipien Schlatters sei noch ein Wort über seine Methode angefügt. Berühmt und ebenso oft angegriffen und in Frage gestellt ist der Ausspruch, er wolle sehen, was dasteht. Man sagt: Das will und tut jeder wissenschaftliche Arbeiter. Oder man wendet ein: Das kann Schlatter so wenig wie irgendein anderer; denn jeder bringt zur Arbeit schon die Brille, das Vorverständnis seiner Prägung, seine Voraussetzung aus der philosophischen Erkenntnis mit. So z. B. Diem in „Grundfragen der biblischen Hermeneutik“.²⁷⁾ Immerhin bezeichnet das Gutachten der Tübinger Theologischen Fakultät vor dem Ev. Landeskirchentag 1952 Schlatter neben Luther und K. Barth als einen Exegeten, der es wagte, die Auslegung ohne die philosophische Auseinandersetzung und Voraussetzung zu treiben, der dies allerdings auch nur deswegen habe wagen können, weil er in einer Gemeinschaft von Theologen stand, die sich mit diesen Voraussetzungen abmühten.²⁸⁾

Das Wort „Beobachtung“ steht allerdings in Schlatters methodologischen Erwägungen obenan. Es sei aus dem kurzen Vorwort zum Römerbriefkommentar zitiert: „Paulus hat von der Botschaft Jesu gesagt, sie rette mit Gottes Kraft jeden Glaubenden. Dies verdeutschte Luther so: ‚Das Evangelium von Christo ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die d a r a n glauben.‘ Daran — woran? Ich meine, es sei zeitgemäß, daß wir dies erwägen.“²⁹⁾ In der Einleitung zum Johanneskommentar steht zu lesen: „Und nun der Standpunkt der Auslegung. Sie stellt sich weder auf den Standort des Polemikers noch auf den des Dogmatikers, sondern auf den des Lesers, d. h. des Beobachters . . . Daß die Polemik gegen Johannes, die seine Wundergeschichten als freie Dichtung und seine Gottessohnschaft Jesu als dogmatische Konstruktion ablehnt, nicht aussterben kann, ist in dem, was Johannes sagt, stark begründet. Aber jede Polemik muß sich ihr logisches und ethisches Recht dadurch erwerben, daß sie zuerst sauber und beharrlich das Geschäft des Beobachters vollzieht, und dasselbe gilt auch denen, denen Johannes mit besonderer Kraft Jesus so zeigt, daß sie ihm im Glauben verbunden sind.“³⁰⁾ Im Matthäuskommentar nennt Schlatter unter den methodischen Überlegungen u. a. die ihn bestimmende Nötigung, auf den Palästinenser zu achten, ohne gleich den Tatbestand mit ätiologischen Theorien zu vermengen, sodann auf den Mann seiner Kirche, den eingepprägten Jünger Jesu

26) Erlebtes S. 106.

27) Theol. Existenz heute, N. Folge, Heft 24, S. 15.

28) Für und wider die Theologie Bultmanns S. 20, 22.

29) Gottes Gerechtigkeit S. 5.

30) Der Evangelist Johannes S. XI.

und, falls er ein Apostel war, auf seine apostolische Selbständigkeit. „Von Vermutungen hielt ich mich möglichst frei und verzichtete darum auch auf die Widerlegung von solchen. Ich halte diese nicht für ein fruchtbares Geschäft. Denn Konjekturen werden nicht dadurch widerlegt, daß man andere macht. Sie versinken dann, wenn eingesehen ist, daß die Beobachtung fruchtbarer ist als die Konjektur. Darum beschäftigte ich die Leser auch nicht mit Fragen, die über die vorhandenen Texte hinüber nach dem greifen, was ihnen vorangegangen sein kann, z. B. ob die Gemeinsamkeit zwischen Mt und Mk eine ältere Fassung des Evangeliums sichtbar mache oder ob gleichzeitig mit dem griechischen Text oder schon vor ihm ein syrischer Text entstanden sei. Ich heiße ‚Wissenschaft‘ die Beobachtung des Vorhandenen, nicht den Versuch, sich vorzustellen, was nicht sichtbar ist.“³¹⁾ Im Lukaskommentar freilich gestattet Schlatter auch der Vermutung breiten Raum, weil er ja hier den großartigen Versuch gemacht hat, im sog. „Sondergut“ des Lukas einen selbständigen Evangelisten in seiner palästinischen Prägung und theologischen Eigenart erkennbar zu machen.³²⁾

VI.

Schlatter hat von 1880 bis 1938 in der Kirche gelehrt — mit Wort und Schrift. Er möchte durch seine Schriften auch fernerhin in unserer Kirche lehren. Ob wir uns, wie von anderen, so auch von ihm werden lehren lassen? Was begegnet uns bei diesem Lehrer? „Lehren, wie sollte ich das machen? . . . Ich hatte Beispiele, und das Beispiel gewährt uns mehr als die Theorie; für meine Gymnasiasten und Lehramtskandidaten Misteli, für meine Studenten die Weise, wie Steffensen (in Basel) uns mit feierlicher Andacht vor die Reihe der Philosophen gestellt hatte, damit wir ihr Bild empfangen, und wie Jakob Burckhardt mit seiner herrlichen Phantasie uns Vorgänge wie die Renaissance oder die napoleonische Periode vergegenwärtigt hatte. Was ich zu lehren hatte, darüber gab es kein Schwanken. Lesen sollte die zu mir kommende Jugend lernen, nicht irgendein Buch, sondern ‚das Buch‘, das Neue Testament. Um sie lesen zu lehren, besaß ich wieder nur ein einziges Mittel, das Beispiel. Ich mußte es für sie und mit ihnen lesen.“³³⁾ „Ich zeigte den Jungen . . ., wie ich mit dem Text verkehrte, machte mich für sie zum Vorbild und lieb ihnen meine Augen, damit sie sehen lernten. Dieses Ziel war aber etwas völlig anderes als die Übertragung meiner Gedanken auf sie mit dem Anspruch, daß sie sich diese einprägen und wiederholen sollten . . . Ich handelte im Hörsaal, indem ich selbst meinen Text las, mit dem Willen, daß auch meine Hörer handelten und die Wahrnehmung des vom Text ihnen Gezeigten vollzögen . . . ich diktierte meinen Hörern nicht einen von mir selbst verfaßten Kommentar, der als Gesetz ihr Verständnis der Schrift fixieren sollte. Sie mußten es sich selbst erwerben, und dazu wollte ich ihnen ein Helfer sein.“³⁴⁾ Was der Lehrer von

31) Der Evangelist Matthäus S. XI.
32) Das Evangelium des Lukas S. 5/6.

33) Erlebtes S. 97 f.
34) Erlebtes S. 102.

seiner Vorlesungsarbeit sagt, gilt mutatis mutandis auch für den Verfasser der vielen Werke zum Bibelverständnis.

Es wäre wiederum Schlatter fremd, wollte nur auch ein Ton derart laut werden: Er war der Lehrer der Kirche. „Einer ist euer Meister, Christus.“³⁵⁾ Und wer ist Paulus, Kephas, Apollos? „Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden.“³⁶⁾ Und was ist Schlatter, Barth, Bultmann, Schniewind, Gogarten und alle anderen Lehrer, die uns gegeben sind? Diener sind sie, durch welche wir die Bibel lesen und hören lernen dürfen. Aber wenn denn auch Schlatter ein feines Werkzeug Jesu Christi war und durch sein uns gebliebenes Werk noch ist, so ist es ein Unrecht, wenn man sich hier nicht lehren läßt, und ist es gerade in unsrer gegenwärtigen hermeneutischen Lage ein Versäumnis, vielleicht sogar ein Verhängnis, wenn man diesen Lehrer links liegen läßt, der ein Helfer in Bibelnot wurde.

35) Mt 23, 10.

36) 1 K 3, 5.

ZUM MONATSSPRUCH AUGUST 1952

**„So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet,
so will ich mich von euch finden lassen!“** (Jer 29, 13 f.).

Wo suchen?

Nicht davonlaufen jetzt in alle Winde — wie bei einer Schnitzeljagd —, um Gott zu suchen. Nicht sich dem Trupp der „Naturfreunde“, „Lichtfreunde“ anschließen; nicht mit Lessing lieber ewig suchen, als einmal gültig finden wollen; schon gar nicht zu dem dunklen Handwerk der Spiritisten greifen.

Gottsuchen kann nur sein, weil Gott uns gesucht hat!

Wo? In der „evangelischen Geschichte“, in dem „Bericht von Jesus von Nazareth“!

Daraus ruft uns Gott an. Aus Wort und Tat und Geschichte Christi geht allemal sein „Qui vive?“ („Wer lebt?“!) hervor, das uns stellt. Gott suchen, das ist: Gottes Wort stehen!

Die Untersekunda war so begeistert von dem Vorschlag eines der Ihren, erst einmal alle Religionen der Welt zu prüfen, ehe man sich für eine entscheide. Ach nein! Niemand hat die Untersekunda je gesucht, weder Mohammed, der von „Feuer und Schwert“ sprach, noch Buddha, der über des Lebens Last philosophierte. Nur ER, der das Kreuz trug. **Der Flirt mit Gott.**

Das nur ist das Ungeheuerliche, daß wir, statt Gottes Ruf zu stehen, mit ihm etwas flirten wollen.

So hat es Israel gehalten. Wenn es Ihn brauchte, hat es Ihn schön getan. Wenn nicht, ward Er abgehalftert. — In Jer 29, dem Brief an das nach Babel verstoßene Volk, gibt Gott der Hoffnung Ausdruck, daß es nach dieser schwersten Erfahrung anders werde.

Gottes Hoffnung ist auch über uns. Wieviel Volk in unserer Gemeindejugend „flirtet“ bloß mit Ihm! Nicht wahr: „E bissele Lieb, e bissele Treu / e bissele Falschheit ist allweil dabei“? Anderes zieht mäch-

tig. Übermächtig. Der Sportverein, der „Freund“, das „Leben“. Wieviel bleiben noch in unseren Gruppen, die über 18 sind?

Nicht „so einseitig“ sein? Wie aber ist das mit dem „von ganzem Herzen“? Gott läßt uns nicht aus —

Die ihr Herz in die Waagschale werfen.

Sind sie ausgestorben, die einmal ihr „ganzes Herz“ in die Waagschale werfen konnten? Da ist Gottschalk, der Sachse, der mit 9 Jahren „Oblate“ war: wider seinen Willen für ein langes Leben in das Kloster getan. Was tut dieser ritterliche Mensch, der unendlich schwer an seiner Kutte trägt? Er schenkt sich mit allem, was er ist und hat, dem großen Gott, der niemandem Rechenschaft schuldig ist, und wird ein Zeuge der Ewigen Majestät! — Wenn der Weg in das Kloster auch aus katholischem Denken stammte, war es nicht groß, daß ihn der einundzwanzigjährige Luther so kompromißlos ging? — Wenn der Pächterssohn E. M. Arndt seine windzerzauste Insel Rügen verläßt, um in dem reichen Stralsund zu lernen, wer heißt ihn, das Treiben der Kaufmannsöhne zu meiden, auf Brettern zu schlafen, trocken Brot zu essen, in winterkalten Fluten zu baden um der Bädigung seines Leibes willen? — Gollwitzer muß zurückbleiben, als seine Lagergenossen Dezember 1949 endlich heimfahren dürfen. Händedrücker, letztes Winken. Dann bricht die Nacht der Verzweiflung über den verlassenen Mann herein. Aber: Gott ist da und Gott hat Aufgaben! „Schwarz oder weiß / Soll's sein, so sei's!“ Letzte Probe. Er wird zum Obersten bestellt. Letzter Versuch, ihn in geistige Dienste und Knechtschaft zu pressen. Väterlich spricht der Oberst, behutsam, aber jeder weiß, was gemeint ist. Ein letztes Nein des Gefangenen — ein Nein, das das Schicksal besiegeln wird in sibirischem Verdämmern. Tuscheln, Beratung in der Ecke. Dann die Dolmetscherin: „Sie dürfen trotzdem heimfahren. Vergessen Sie nicht die Güte der Sowjetunion!“

Wollen wir uns nicht auch schicken zu einem „von ganzem Herzen“? Gewiß, vor Gott wird unser Herz nie „ganz“ sein, nicht einmal vor uns selbst. Aber „mein Gott, das Herz ich bringe dir / so gut und schlecht ich's habe . . .!“ Gott läßt ein anderes Herz für uns gelten!

„Es hat keinen Zweck!“

Gegen dies Denken richtet sich der Monatsspruch stracks: „Mein Suchen hat keinen Zweck.“ „ . . . so will ich mich finden lassen!“

Gott ist dicht bei denen, die ihm ihr Herz hinhalten. Sie sollen sich nicht anfechten lassen durch Fragenmeere, durch Zeiten des Zweifels und der inneren Not, durch die scheinbare Lautlosigkeit um sie. Nur von den Götzen gilt: „Da war keine Stimme noch Antwort noch Aufmerken“ (1 Kö 18, 29). Gott wird reden zu denen, die ihn suchen.

Darum ruht ein in seiner Bedeutung gar nicht ermessener Segen auf dem persönlichen Bibellesen jugendlicher Menschen. Soviel Menschen um 16 das heute tun, so groß oder gering ist Deutschlands geistliche Stärke!

Und wie wird Gott gefunden? So, daß man auf einmal mit ihm in einem Gespräch ist. Es wird vielfältig und immer neu sein, weil jedes echte Gespräch so ist. Und in all dem Mannigfachen und immer Aktuellen wird Gott das Eine sagen, uns zu süßem Frieden: „Du würdest mich nicht suchen, wenn ich dich nicht gefunden hätte!“

Rudolf Bösing er

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

10. Sonntag n. Trin.: Js 54, 7—10

Deuterocesaja ist der prägnanteste Prophet der Gnade Gottes. Die Gnade allein ist ihm Grund der Errettung Israels aus der babylonischen Gefangenschaft, Grund der Erwählung zum Licht der Heiden, der Vergebung und Erlösung des schuldigen Volkes. Das Deuterocesajabuch ist der Römerbrief des Alten Testaments genannt worden.

Ist es verwunderlich, daß bei diesem Propheten, der das Herzstück des Evangeliums so scharf trifft, auch die Gestalt Christi besonders hell aufleuchtet? Das Geheimnis des Erbarmens Gottes und der Mühe, die die Sünden Israels seinem Gott bereiten (Js 43, 29), und schließlich des leidenden Gottesknechtes ist der Höhepunkt der Botschaft dieses Propheten (Js 53). Nun im letzten Kapitel folgt ein großartiges Finale: Gott schwört ewige Gnade. Ein ewiger Bund des Friedens wird aus reiner Barmherzigkeit durch Gott gestiftet.

Israel hört diese unglaubliche Botschaft in einer über ein halbes Jahrhundert sich hinziehenden Gefangenschaft. Alles, was nur denkbar und überlegenswert war, sprach gegen diese Weissagungen. Viele Juden hatten ihr nationales und religiöses Eigenbewußtsein nach zwei, ja drei Generationen in Gefangenschaft verloren. Keine Wehrmacht sicherte ihr kleines Volkstum in der Fremde oder hätte Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr erwecken können. Daß der neuaufkommende heidnische Eroberer den Judengott anbeten werde, erwartete im nüchtern denkenden Volk niemand mit Ernst. Cyrus hat in Babylon dann auch Marduk seine Opfer dargebracht. Die Lage des gefangenen Volkes blieb also hoffnungslos. Diesem verzweifelten Volke sendet Gott durch den Propheten die Botschaft: Trost, Vergebung, Gnade, Heimkehr. Er, der eine wahre Gott, der in einem gewaltigen Gerichtsverfahren alle Völker und Götzen der Welt vor seinen Richtstuhl fordert, bietet dem „Würmlein Jakob“ einen ewigen Bund an. Israel wird erlöst zum Zeichen der Allmacht dieses Gottes, der Cyrus zu seinem Werkzeug bestimmt.

Die Gemeinde Jesu sieht ebenso wie im Gesetz, ja fast noch deutlicher, hier den Schatten des Kommenden (Hb 8 und 10). Die prophetische Schau weitet sich zur Weissagung Gottes über seine Gemeinde. „Allein aus Gnade“ steht über deren Werden. Es handelt sich hier um eine Auferstehungstat Gottes (Js 43, 21). „Allein aus Gnaden“ steht auch über der Sendung der Gemeinde wie über der Vergebung und Erwählung. Denn Gott sühnt ihre Schuld stellvertretend durch seinen Knecht. Allein aus Gnaden ist somit alles in allem. Die ganze einzigartige Herrlichkeit unseres Gottes kommt in dieser Prophetenbotschaft, die ein Stück Heilsgeschichte im Spiegel der Weltgeschichte darstellt, zum Ausdruck.

Aber wie wird der moderne Mensch diese Botschaft hören?

- a) Wie kann er zum Aufhorchen gebracht werden?
- b) Wie kann ihm die Verheißung des ewigen Gnadenbundes begreiflich gemacht werden?
- c) Wie wird er merken, daß auch er zu diesem Bund berufen ist?

Zu a): Natürlich kann man die geschichtliche Situation Israels im mardukgläubigen Babylon damals so schildern, daß auch ausgeprägte

Menschen der Gegenwart hören und selbst kritische nicht mit „alte Platte“ abwehren. Es gehört aber fleißige Vorbereitung einer anschaulichen Situationsschilderung dazu. Bücher wie der in dieser Zeitschrift schon erwähnte Roman einer Archäologie: Götter, Gräber und Gelehrte, mögen hierzu verhelfen. Die üblichen geschichtlichen Schulbemerktungen allein aber können unsere Hörer schon gleich zu Beginn der Predigt langweilen und abstoßen. Sie sind schon Dutzende Male gehört und vermögen Beziehungen zwischen jener Zeit und der Geschichte der Juden einerseits und uns Heutigen andererseits nicht ohne weiteres herzustellen. Um den Predigthörer also nicht von vornherein abzustumpfen, sondern um sein Ohr zu wecken, könnte man vielleicht im Gegensatz zum Thema des Textes von der ewigen unumstößlichen Gnade die Frage erörtern, weshalb es uns so schwer fällt, einem schlechten Menschen gegenüber gut zu sein. Hierfür lassen sich gewiß anschauliche Beispiele finden, die am besten je nach dem ein wenig lokales, ländliches, klein- oder großstädtisches Kolorit tragen. Wie oft reißt nicht im Leben eines jeden der berühmte Geduldsfaden? Ob mit Recht oder Unrecht — jedenfalls er reißt, und das ist menschlich. Unsere Güte hat sehr enge Grenzen. Machen wir uns das klar. Der Vater, welcher seiner aus der Art geschlagenen Tochter nach vielen Versuchen nun nicht mehr vergeben kann, ist ein Bild dieser Not. Das Elternhaus bleibt der Ungehorsamen und Verkommenen verschlossen. Alle Welt sagt: Der Mann hat recht. Er selbst aber leidet am meisten unter diesem seinem „Recht“.

Zu b): Der Text legt es nahe, an die Natur zu denken. Regenbogen und Berge versinnbildlichen Bund und Festigkeit. In Jesu Wort von der Sonne, die über Gute und Böse leuchtet, kommt diese Unumstößlichkeit der Gnade zum Ausdruck. Der schöne Mai und der erntereiche Oktober schenken dem Verbrecher und dem Guten ihre Gaben. Wer hätte nicht schon gedacht, daß da in der Weltordnung etwas nicht in Ordnung sei? Richtig: da ist etwas nicht in Ordnung, aber nicht an Gottes Weltordnung, sondern an unserer Vorstellung von dieser Weltordnung. Wir haben wie in anderer Beziehung so auch im Blick auf das Verhalten zu Gut und Böse Froschperspektiven. Gott denkt anders, das lehrt uns die Natur ahnen, das Wort Gottes, zusammengefaßt in Jesus, verstehen.

Es ist im Naturgeschehen wie im Geisteswirken: Gottes Sonne leuchtet unbeirrt, durch alle Schatten und Wolken auf irgendeinem kleinen Planeten. Ihre Kraft ist der Bund des Friedens Gottes.

Zu c): Der sonnenhungrige Großstadtmensch, der liebehungrige Zuchthäusler und der nach einem Gott zitternde Gottlose sind parallele Erscheinungen. Es sollte anders sein, schreit es in allen. Dafür hat der Mensch heute ein Ohr. Ist es geöffnet, dürfen wir ihm hineinrufen, daß es nicht nur anders sein sollte, sondern daß es anders ist, weil Gott die ewigen Arme seiner Gnade ausgebreitet hat. Wie jeder in seinem persönlichen Leben Gottes Bewahrung schon irgendeinmal erlebt hat, so darf er gewiß sein, daß trotz Krankheit, Not, ja endlich selbst Tod sein ganzes Dasein unter einer ewigen Bewahrung zum Heil steht, da Gott mit ihm in der Taufe einen ewigen Gnadenbund geschlossen hat.

Wenn wir diese Überlegungen bei der Ausarbeitung der Predigt beachten, könnte die Einleitung von der Not ausgehen, daß wir zu

großer, unbedingter Barmherzigkeit nicht fähig sind. Hier aber wird uns die Botschaft einer solchen, einer ewigen Gnade gebracht.

Ewige Gnadenarme könnte man als Thema über die Predigt schreiben.

In der Ausarbeitung könnte man dann dem Text folgen und zweimal fragen: Ist das nicht Illusion? (V.7). Gott hat uns doch verlassen! Einst Israel. Uns einst. Uns heute. Depressionen des einzelnen Christen, Zweifel trüben ihm den Blick für des Ewigen Erbarmen.

Antwort: „einen kleinen Augenblick“, „nubiculum est-transibit“. Die ewigen Gnadenarme sind und bleiben ausgebreitet und sammeln.

Ist das nicht doch Illusion? (V.8). Ist die Schlechtigkeit der Welt nicht zu groß, als daß das wahr sein könnte? Ist Gottes Zorn vom Himmel nicht offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen? (R 1, 18). Israels Strafe, Gottes Zorn, seine furchtbaren Heimsuchungen stehen doch noch vor aller Augen, als Deuteronesaja auftritt. Auch heute zweifeln die Menschen oft weniger an Gott als an sich selbst. Des Zornes Gottes sind sie gewiß, nicht seiner Gnade. Antwort: „Ein wenig“ hat Gott sein Angesicht abgewendet, aber mit ewiger Gnade wendet er es zurück.

Wo liegt der Erweis dafür?

Der Herr spricht's! In einem neuen Schwur wie zu Noahs Zeiten.

1. Die Natur muß dafür Sinnbild und Zeichen sein.
2. Das Wort der Verheißung wird Israel verkündet.
3. Der Bund der Gnade ist in Christus geschlossen.

Die Formulierung des Themas: „Ewige Gnadenarme“, legt es nahe, die Linie vom weltumspannenden Regenbogen zu den weltumspannenden Armen des gekreuzigten Christus zu ziehen. So kann diese Predigt wie kaum eine über ein alttestamentliches Wort unter das Kreuz rufen und hierin ihren Skopus finden. Damit stellt sie den gläubigen Hörer auf den Felsgrund der Gnade und kann auch dem modernen Menschen verkündigen, daß seine Zuflucht bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen ist. (Dt 33, 27 a.)

Liedvorschläge: 269; 189, 1—2; 468, 1—2.

Ludwig Simon

11. Sonntag n. Trin.: Ex 17, 8—13

Nach der Schlacht von Torgau hatte der Siebenjährige Krieg für Friedrich den Großen eine bedenkliche Wendung genommen. Es war den Österreichern geglückt, sich mit den Russen zu vereinigen. Große Teile des Landes waren in Feindeshand gefallen. Die feindlichen Armeen zählten 150 000 Mann, seine eigene nur 50 000. Die Übermacht war erdrückend. Zum erstenmal in seinem Leben entschloß er sich, eine Schlacht zu vermeiden und in einem befestigten Lager Schutz zu suchen. Die Stimmung war schlecht. Es bestand wenig Hoffnung auf eine Besserung der Lage. Da, in einer Nacht, drängte es den Sieger in hundert Schlachten, seinem alten Waffengefährten sein Herz zu offenbaren. „Gott ist da, wo die stärksten Bataillone stehen.“ Als Zieten widerspricht: „Hat Er sich einen neuen Alliierten angeschafft?“ Zieten: „Ich habe keinen anderen als den da oben, der verläßt uns nicht.“ „Der tut keine Wunder mehr“, sagt Friedrich. Zieten entgegnet: „Er streitet dennoch für uns

und läßt uns nimmer sinken.“ Etwa ein Jahr später stirbt die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und ihr Nachfolger auf dem russischen Thron schließt ein Bündnis mit Friedrich. Unter dem Druck dieser neuen Koalition scheidet auch Schweden aus dem Kriege aus. Der König schreibt an seinen alten Freund, den Marquis d'Argens: „Mich hat das Etwas gerettet, das dort oben ist und das aller Weisheit der Menschen spottet.“ Und zu Zieten sagt er: „Er hat doch recht gehabt, Sein Alliierter hat Wort gehalten.“

Friedrich der Große war Rationalist. Er vertraute auf seine eigene Kraft und Geschicklichkeit und auf die bedingungslose Hingabe seiner Untertanen. Er hatte einen nüchternen Blick für die Tatsachen. Aber er hatte noch mehr als das. Er war ein Mann von Ehre und Verantwortungsgefühl. Was er von anderen verlangte, verlangte er immer zuerst von sich selbst. Er ließ allen Menschen seiner Umgebung Gerechtigkeit widerfahren. Er duldete Widerspruch und ließ sich von jedem, der die Vollmacht dazu besaß, belehren und zurechtweisen, so wie er andere belehrte und zurechtwies. Seine besten Freunde waren fromme und gläubige Christen wie der Marquis d'Argens, Gellert und Zieten. Ihnen bewahrte er die Treue bis zu seinem Tode, während er den geistreichen Spötter Voltaire über die Grenzen schickte. Seine kritische und spöttische Art in den Fragen des Glaubens war oft nur ein Panzer, mit dem er sein empfindsames Herz zu schützen versuchte. Er wäre dennoch in seinem Lebenskampfe gescheitert, wenn das Schwert, das er zu führen hatte, nicht von betenden Händen gehalten worden wäre.

In den vergangenen Jahren hat man sich oft auf das Beispiel Friedrichs des Großen berufen. Seine mannhafte Art, mit der er auch den schwersten Schicksalsschlägen Trotz bot, sollte auch uns Ansporn und Vorbild sein. Man hatte das andere vergessen, ohne das die wunderbare Wendung im Siebenjährigen Kriege nicht möglich gewesen wäre. Hitler hätte auch nach einem Siege den Krieg verloren gehabt, Friedrich blieb Sieger trotz seiner Niederlagen. Die moralischen Bindungen zwischen Menschen und Völkern sind offenbar doch wichtiger als die bloßen Machtpositionen, die einer gewinnt oder verliert. Entscheidend aber ist die Bindung an Gott, die in unserem Beten ihren lebendigsten und persönlichsten Ausdruck findet. Gott läßt sich weder durch unsere großartigen Ideen, mit denen wir die Welt zu verbessern trachten, noch durch unseren heroischen Einsatz für das, was wir erstrebenswert halten, im geringsten beeindrucken. Ebensowenig vermögen wir durch unser erbärmliches Gewinsel vor seinen Augen Gnade zu finden, wenn wir einmal Schiffbruch erlitten haben, oder durch unsere ohnmächtigen Anklagen gegen ihn und andere, die wir für schuldig erklären. Durch das Gebet eines Kindes aber kann die Welt aus den Angeln gehoben werden. Denn Gott hört auf solche Gebete.

Als die Stunde der Bewährung für Israel gekommen war, überließ Mose die Leitung der Schlacht seinem Nachfolger Josua. Er selber aber ging mit einer auserwählten Mannschaft auf den Berg, um dort zu beten. Diese Tatsache hat uns heute etwas Wesentliches zu sagen. Offenbar hat Mose das Gebet als den wichtigeren Dienst für sein Volk angesehen. Sonst hätte er selbst das Schwert genommen und Josua auf den Berg geschickt.

I.

Wir alle sind heute zutiefst davon durchdrungen, daß das nicht die richtige Einstellung ist. Selbstverständlich wird man von Menschen, die keine Christen sind, nicht erwarten können, daß sie das Gebet höher einschätzen als ihre Betriebsamkeit, ihre Denkarbeit und Willensleistung. Im Gegenteil, sie sind von der Bedeutungslosigkeit Gottes so hundertprozentig überzeugt, daß sie überhaupt nicht beten. Aber wie steht es mit uns Christen? „Ora et labora!“ heißt das Sprichwort. Wir kennen es nicht nur, wir halten es auch für gut und richtig. In der Praxis unseres Lebens aber hat sich eine gewisse Verschiebung der Akzente eingeschlichen. Wollte man uns nur nach dem beurteilen, was wir tatsächlich tun, dann müßte man sagen: Es geht bei uns nach der Melodie: „Labora et ora!“ Zuerst kommt die Arbeit, dann kommt das Gebet. Zuerst kommt dies und das und jenes, und dann erst fragen wir danach, was Gott dazu meint, was Gott will, was Gott mit uns vorhat. Mit einem Wort, das Zentrum unserer Existenz, die lebendige Quelle all unseres Wirkens und Erlebens, ist nicht die Gegenwart Gottes in unserem Leben, sondern unsere eigene Aktivität. Bei Jesus war es anders. Aus seiner ständigen Gebetsgemeinschaft mit Gott heraus wirkte er seine Wunder als Zeichen der kommenden universalen Gottesherrschaft auf Erden. Aus seiner Gebetsgemeinschaft mit Gott heraus richtete er sein wegweisendes und erlösendes Wort an die Menschen. Weil er und der Vater eins waren, offenbarte sich in ihm der Vater, war er selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben. Und bei Paulus war es anders. Seine Missionsreisen waren Kreuzzüge des Glaubens und des Gebets. Sie standen unter der Führung des Geistes. Seine Briefe atmen die Luft des Gebets. Wir nehmen den Trost und die Hilfe Gottes für unser Tun und Erleiden in Anspruch. Der Apostel richtete sein Tun nach dem Handeln Gottes. Um es noch deutlicher zu sagen, wir kommen immer wieder in die Versuchung, Gott als den Gehilfen für unsere irdischen Geschäfte anzusehen, während der Apostel sich als einen Mitarbeiter Gottes fühlte. Hier wird die Akzentverschiebung, von der oben die Rede war, ganz deutlich sichtbar. Auch bei Luther war es anders als bei uns. Es läßt sich wohl kaum ein tätigeres Leben denken, als es Luthers Leben gewesen ist. Aber im Mittelpunkt dieses Lebens stand die Stille des Gebets.

Wir wundern uns oft darüber, daß unser tägliches Leben so gehaltlos geworden ist. Wir sind abgehetzt, nervös und wohl auch etwas ungläubig. Wir versuchen, diesen Mangel an Gehalt durch noch größere Aktivität zu ersetzen. Das Ergebnis ist entmutigend: Fruchtlosigkeit — Leere; Betrieb füllt die Zeit aus, aber er erfüllt sie nicht, und Frucht wächst nur aus der Stille und in der Geduld. Darum ist es für uns wichtiger, daß unsere Herzen von dem Frieden Gottes erfüllt werden, als daß unser Leben von dem Kampfeslärm der Welt umtobt wird. Der Einwand: „Aber wir müssen doch unsere Pflicht tun!“ ist nicht stichhaltig. Denn das steht ja gar nicht zur Debatte, ob wir unsere Pflicht tun müssen oder nicht, sondern wie wir sie tun sollen. Arbeit und Kampf müssen sein. Ohne das geht es nicht. Denn Gott selbst hat es so geordnet (Gn 3). Aber unser Arbeiten und Kämpfen muß einen Sinn haben. Und diesen hat es nicht in sich selbst. Es gehört zu dem Aberglauben

unserer Zeit, der überwunden werden muß, daß das Leben an sich lebenswert wäre, daß unsere Arbeit an sich Werte schafft und daß unser Kampf als solcher zu irgendeinem erstrebenswerten Ziel führen muß. Auf diesem Weg sind wir ins Unglück hineingeraten, und es wird nicht besser mit uns werden, wenn wir auf diesem Gebiet nichts vergessen und nichts hinzugelernt haben. Nur Gottes Wille und sein Handeln kann unser Leben fruchtbar gestalten, und seine Gnade führt uns zum Ziel, auch wenn wir immer wieder in die Irre gehen. „Das einzige Band, das uns mit der Gnade Gottes verbindet, aber ist das Gebet“ (R. Schneider).

Zweifellos werden die Menschen, die zu solcher Einsicht gelangen, ihr Leben noch nicht ändern. Die dämonische Macht des heutigen Zeitgeistes ist zu stark, als daß wir imstande wären, uns einen neuen Lebensstil zu geben. Aber wir sollen einmal aufhören, einmal haltmachen und den Blick nach oben richten, einmal die Hände falten, und wenn es zunächst auch nur im Gottesdienst am Sonntag geschähe. Vielleicht tun wir es dann auch am Alltag. Und das wäre dann doch schon ein Anfang, der Verheißung hat.

II.

Aber unser Text sagt uns noch mehr. Er gibt uns noch eine bessere Hilfe. Mose wird müde beim Gebet. Wer von uns würde es nicht? Und da spürt er, daß es rückwärts geht. Josua wird bedrängt, die Feinde siegen. Nicht immer wird das Nachlassen unseres Gebets von so sichtbaren Zeichen begleitet sein wie in der Amalekiterschlacht. Aber daß es mit uns rückwärts geht, das spüren wir früher oder später auch. In dieser Lage helfen die treuen Gefährten dem Mose aus. Sie stützen ihm seine betenden Hände. Welch ein wunderbares Gleichnis für die Kraft und den Segen der Gebetsgemeinschaft, für die *communio sanctorum*! Nicht umsonst hat unser Herr und Heiland Jesus Christus, als er diese Welt verließ, eine Gemeinde hinterlassen. In ihr will er gegenwärtig sein mit seinem Geist und Gaben. Nicht dem einzelnen Jünger hat er seine Verheißungen gegeben, sondern seiner Gemeinde. Sie ist ein lebendiger Organismus, den man nicht ungestraft zerteilen darf. Er ist das Haupt, wir seine Glieder; er ist der Hirte und wir die Herde; er ist der Meister, wir aber sind alle Brüder. Das heißt, es gibt keine isolierte christliche Existenz. Als Christen existieren wir immer nur in der Funktion eines Jüngers und eines Bruders, oder wir sind überhaupt keine Christen. Das muß auch in unserem Gebetsleben zum Ausdruck kommen. Auch bei dem Gebet im stillen Kämmerlein stehen wir nicht außerhalb der betenden Gemeinde. Darum müssen wir die Gemeinschaft der Gläubigen suchen, um im Gebet bleiben zu können. Dazu aufzurufen und zu ermuntern, darf ein wesentliches Anliegen unserer Predigt sein.

Gebetsgemeinschaft! Das heißt nicht nur in kleinem Kreise zusammen beten oder im Gottesdienst das Vaterunser gemeinsam sprechen. Das heißt es auch. Und wir spüren den Segen, der von solchem Beten ausgeht. Aber Gebetsgemeinschaft bedeutet noch mehr. Es bedeutet die unsichtbare Verbundenheit aller betenden Menschen über alle Grenzen hinweg. Das ist die wahre Ökumene, deren wir uns immer wieder bewußt werden müssen.

Gott hat seiner wehrlosen Kirche vier Möglichkeiten in die Hand gegeben, um in der gottentfremdeten Welt zu bestehen und ihr Schick-

sal entscheidend zu beeinflussen. Das ist der Gehorsam gegen seinen Willen, der Glaube an seine Macht und Weisheit, die Nachfolge in seinem Dienst und das Vorrecht, mit ihm zu reden. Machen wir davon Gebrauch, dann werden wir mit ihm die Welt überwinden!

Dr. Christian Biedermann

12. Sonntag n. Trin.: Mi 6, 8

I. Zum Text:

Unser Wort ist das letzte Wort aus einer Gerichtsszene zwischen Gott und seinem Volk. Die Berge und die Grundfesten der Erde werden als Richter aufgerufen. Gott klagt das Volk, dem er so viel Gutes getan hat, an und wirft ihm seinen Undank und seine Gottvergessenheit vor (6, 3—5). Es sieht aus, als sei die Klage und Anklage Gottes nicht ohne Wirkung geblieben. Das Volk will Buße tun, um wieder mit Gott in Gemeinschaft zu kommen. Es fragt, was es tun soll, und ist zu jedem Opfer bereit: von Brandopfern über Tausende von Widdern und Strömen von Öl steigert es sein Angebot bis hin zum Opfer des Erstgeborenen. Das alles ist Ausdruck der Sehnsucht, mit Gott wieder ins reine zu kommen (6, 6 und 7).

Unser Text stellt nun die Antwort auf das suchende und sehnsüchtige Fragen des Volkes dar. Der Antwortende ist der Prophet, nicht Gott selbst. Statt „es ist dir gesagt“ heißt es so auch nach einer wohl richtigeren Lesart: „Er hat dir gesagt.“ Es ist nicht nötig, daß Gott selbst noch einmal seinen Willen kundtut. Er hat es so deutlich getan, daß das Volk seinen Willen kennen muß (Ex 20; Dt 10, 12—13; 18—20). Das, was der Prophet zu sagen hat, ist Wiederholung der Selbstoffenbarung Gottes in der Mosezeit. Es geht Gott um mehr und anderes als äußere Gaben. Recht, Liebe und Demut umschreiben die rechte Stellung des Menschen vor Gott. Wörtlich übertragen heißt 8b: „nichts als Recht tun, Güte lieben und in Demut wandeln vor deinem Gott.“ Artur Weiser spricht in „Das Alte Testament deutsch“ davon, daß dieser Vers „in geradezu klassischer Form den ‚Katechismus‘ der Prophetie enthält“.

II. Zur Predigt.

Die Frage des Volkes damals ist die Frage des in seinem Gewissen erschütterten Menschen von heute in gleicher Weise: Was muß ich tun, um mit Gott ins reine zu kommen? Es ist die Frage des Schriftgelehrten aus Lk 10 an Christus. Es ist die Grundfrage der menschlichen Existenz überhaupt. Erst wo diese Frage laut wird, fängt das eigentlich menschliche Leben an. Es gehört zum Leben mehr, als daß man alt wird und Erfolge einheimst. Wir müssen aus aller natürlichen Sicherheit heraus und in die Verantwortung vor Gott gestellt werden, um wahrhaft zu leben, um wahrhaft Mensch zu sein. Die Frage: „Was muß ich tun?“ ist durchaus berechtigt. Es ist nicht so, als hätten wir nur zu glauben und nichts zu tun. Allerdings ist heute wie damals die Versuchung überaus groß, daß wir meinen, Gott mit irgendwelchen Gaben und Leistungen abpeisen zu können. Wenn wir uns nüchtern prüfen, entdecken wir uns selbst immer wieder auf diesem Wege und erschrecken über unsere ausgeprägte Werkgerechtigkeit. So ist es uns allen immer wieder dringend nötig, auf das zu hören, was Gott von uns will. Davon spricht der Prophet zu uns.

Der Anfang des Wortes klingt nicht gerade freundlich. Denn es bedeutet doch, daß wir es längst wissen oder doch wissen können, daß es uns längst gesagt ist, was wir tun sollen. Aber dem möchten wir immer wieder ausweichen. Wir möchten gern etwas Interessantes und Großartiges, etwas, mit dem wir Gott und den Menschen imponieren können, und entziehen uns dem Einfachen und Naheliegenden. Und was ist dieses Einfache und Naheliegende, das uns längst bekannt ist als das, was Gott von uns will? Es wird uns in drei Stücken in unserm Textwort entfaltet:

1. Das Rechte tun. Das bedeutet: das tun, was Gott als Gebot aufgestellt hat. Luther übersetzt „Gottes Wort halten“ und hat damit durchaus das Eigentliche des Textes erfaßt: Festhalten an Gottes Wort, Festhalten an seiner Gnade in Christus und Festhalten an seinem heiligen Willen. Es kann wohl nicht einfach genug gesagt werden und nicht klar genug aus aller Moral herausgehoben werden, was recht ist. Bei den Propheten taucht das „recht tun“ immer wieder in scharfem Gegensatz auf zu Kultus und Opfer, zu dem, was der Mensch sich als Weg zur Versöhnung Gottes ausgedacht hat. Das alles will ich nicht, sagt Gott: recht sollst du tun. Nach dem Neuen Testament heißt das: aus der Wahrheit heraus sollst du leben und handeln.

2. Daneben steht das Zweite: Liebe üben. Es gibt kein Recht und keine Rechlichkeit ohne die Liebe. Es gibt das Gute nicht ohne die Güte. Es gibt viele Menschen, wohl auch unter uns, die stolz darauf sind, daß man ihnen kein Unrecht vorwerfen kann, und von denen doch nicht die Wärme der Liebe ausstrahlt! Diese Wärme der Liebe gibt es allerdings auch nur da, wo Christus mit seiner Liebe das Herz ergriffen hat. Es scheint doch nicht Zufall zu sein, daß das hier für Liebe gebrauchte Wort (chäsäd = Gnade) zuerst das Verhalten Gottes zum Menschen bezeichnet und sonst auch in diesem Sinne verwendet wird. Nur wenn er in der gebenden und vergebenden Liebe seines Gottes steht, kann der Mensch zur Liebe zum Nächsten finden. Die Liebe Gottes ist allein die Quelle unserer Liebeskraft. Damit wird schon überaus deutlich, daß es bei Gottes einfacher Forderung in keiner Weise um einen Appell an die Kraft und den guten Willen des Menschen geht, sondern daß wir immer nur als die zuerst Beschenkten weitergeben können. Das wird nun ganz klar, wenn es heißt:

3. Demütig wandeln vor deinem Gott. Die Demut, die wahre Gottesfurcht ist die allein mögliche Grundeinstellung des Menschen seinem Gott gegenüber. Demut hat es nicht mit der Angst vor Menschen, überhaupt nicht mit Menschen, sondern immer nur mit Gott zu tun. Sie fängt immer damit an, daß Gott uns demütigt. Wenn er das tut, stellt er uns dahin, wohin wir vor ihm gehören: in das Licht der Wahrheit. Wenn er demütigt, dann zeigt er sich als der Gott, gegen den wir in Empörung und Ungehorsam leben. Nach Luther ist die superbia, der Hochmut, die Ur- und Grundsünde des Menschen. Mit der Demütigung durch Gott aber erfahren wir zugleich die Liebe Gottes, die die Sünde vergibt und uns seine Kinder werden läßt, die ihn „Vater“ nennen dürfen. Es lohnt einmal in diesem Sinne nachzulesen und zu überdenken: Ps 118, 21; 119, 67; 119, 71; 18, 36. So gilt es auch, daß die Demut der Wurzelboden alles Guten ist, daß nichts gelingen kann ohne sie. Wer unter Gottes Augen steht und sich unter ihn beugt, d. h. wer demütig

ist, der tut dann auch um Gottes willen, was recht ist, und der übt, um Gottes willen, die Liebe zum Nächsten. Vielleicht ist das Wort Demut aus Diene-mut entstanden. Jedenfalls entspricht das ganz dem Inhalt der Demut.

So sind die drei genannten Stücke nicht verschiedene nebeneinanderstehende Forderungen, sondern sie sind zutiefst ineinander verschlungen. Man sollte in der Predigt vielleicht mit dem Letzten beginnen: demütig sein vor Gott. Das ist die Heimkehr des verlorenen Sohnes; wenn er heimgekehrt ist, dann wird alles recht sein; wenn der Mensch erst von seiner tiefsten Krankheit, der superbia, genesen ist, wird er auch als Gesunder reden und handeln können. Die Demut ist gleichsam der Baum, an dem Recht und Liebeüben als Früchte reifen. Der Versuch, recht zu tun ohne Demut, kann ja nur zu kalter Pflichterfüllung in knechtischer Weise führen, aber nicht zum Leben in der Freiheit der Kinder Gottes; und Liebe ohne Demut wird zur leeren Geschäftigkeit, wird zur Wohlfahrt, ist aber nie Erfüllung göttlichen Willens.

So ist es wirklich nur eines, was Gott will, etwas ganz Einfaches: daß wir ihn den Herrn unseres Lebens sein lassen. Das wissen wir, und warum fragen wir dann noch, was wir tun sollen?

Liedvorschlag: EKG 143, 1—3; 131, 1; 383, 1—4; 190, 1—3; 469, 5.
Altarlesung: Kol 3, 12—15. Hans Joachim Stein

13. Sonntag n. Trin.: Ps 92, 14—16

Wenn wir der neueren alttestamentlichen Forschung folgen, sehen wir in diesen Versen nicht allgemeine religiöse Gedanken niedergelegt, sondern ein konkretes kultisch-sakramentales Geschehen sich widerspiegeln. Wir sind dadurch über die wenig fruchtbare Debatte über das sogenannte Vergeltungsdogma hinausgeführt, innerhalb welcher z. B. Kittel gerade unserem Psalm eine schlechte Zensur erteilt. (Der Psalmist bleibe „mitten in der hergebrachten Vergeltungslehre stehen“ und scheine „an ihren schweren Mängeln keinerlei Anstoß genommen zu haben“). Nach Weiser, Das AT Deutsch, Einleitung in die Psalmen S. 23 ff., ergibt sich etwa folgendes: Als „Haftpunkt“ des Psalms ist der Kult anzusehen (Bundesfest, hier etwa auch speziell der Sabbat, s. V. 1). Im Vollzug des Gottesdienstes bricht Jahwes Macht und Herrlichkeit über das versammelte Bundesvolk herein, in Gericht und Gnade. „Im sakralen Akt“ wurde „mit der Offenbarung Jahwes die aktuelle Entscheidung über Heil und Unheil vollzogen“. Indem des Herrn „Gnade und Treue“ über die Gerechten kommt, kommt sein Fluch und Zorn über die andern.

Wir dürfen doch wohl diesen Realismus als Präludium des göttlichen „Realismus“ ansehen, wie er in der Fleischwerdung des Sohnes sich vollendet hat. Erst in Christus ist ganz an den Tag gekommen, wieso diese alttestamentlichen Aussagen keine Übertreibungen sind. Gott wirkt tatsächlich innerhalb der Heilsgeschichte so gewaltig und „realistisch“ in Gnade und Gericht. Wo das Wort von Christus gehört wird, geschieht so Großes. Im besonderen dürfen wir wohl die Gnadenverheißung (aber auch Gerichtsdrohung) des heiligen Abendmahls anklingen hören.

Wer ist der „Gerechte“? v. Rad, Gernsbacher Konferenz 1952: „Gerecht ist, wer einem Verhältnis entspricht, in dem er sich befindet.“

Es ist das Verhältnis im Bund Israel war „gerecht“, indem es das Bundesverhältnis als bestehend annahm. Das neutestamentliche Israel, die christliche Gemeinde, ist „gerecht“, indem sie das neutestamentliche Bundesverhältnis als bestehend annimmt, d. h., indem sie „in Christus“ ist. Die Segensverheißungen über die Gerechten müssen vom Neuen Testament her verstanden werden als Verheißungen über die in Christus und seine Kirche Eingefügten.

„Der Gerechte“ ist zutiefst Christus selbst. v. Rad: In den Psalmen wird das Bild von dem paradigmatisch Gerechten ausgemalt; es wächst und wächst über alles Maß hinaus, bis der eine kommt, auf den hin es entworfen ist, Christus. Der Lobpreis der „Pflanzung Gottes“ ist letztlich zu begreifen als Lobpreis des Christus und der Seinen.

Gott pflanzt in der Wüste der gefallenen Welt einen neuen „Garten Eden“. Es ist die Stätte seiner gnädigen Herablassung — im alten Bund in Israel und seinem Gottesdienst vorgebildet und angebahnt, im neuen Bund in Christus vollendet. Wer durch Taufe und Glauben zur Gemeinde hinzugetan ist, ist aus der „Wüste“ in diesen „Garten“ verpflanzt. Über seinem Leben steht die große Verheißung; seine Wurzeln reichen an die von Gott in die Wüste hineingegebene Lebensader Jesus Christus. An welche Lebensfülle dürfen wir bei der heiligen Taufe die Täuflinge heranführen! — Freilich, diese Gabe Gottes stellt an den Empfänger die Entscheidungsfrage; vom Indikativ ist der Imperativ nicht zu lösen. Die Berufung zu Christus und seiner Gemeinde ist auch die stets neu zu beantwortende Frage nach unserer „Gerechtigkeit“. Entsprechen wir in Glauben und Liebe unserer Verpflanzung in Christus?

Die in ihn Eingepflanzten gleichen der Palme und der Zeder, den zwei königlichen Bäumen. Die Palme ist der Baum der Oase, die Zeder der mächtige Gebirgsbaum. Wir erleben in diesem trockenen Sommer, wie sprechend der Vergleich des „Gerechten“ mit einem mächtigen Baum in einem wasserarmen Land ist: Er spottet der Nöte der Trockenheit; während rings um ihn die flach wurzelnde Pflanzenwelt welkt und verdorrt, zieht er aus der Tiefe die Feuchtigkeit. Die Wurzeln des „Gerechten“ reichen ans „Grundwasser“ hin, d. h. an Gott in seiner Herablassung.

Die Segnungen dieser Gabe wären nicht scharf gesehen, wenn sie nicht konfrontiert würden mit dem Fluch, der dort droht, wo der „gerecht“ sein Sollende ein „Gottloser“, ein Übeltäter“ ist (V. 8!). Es wird keine Fehldeutung sein, wenn wir die dunklen Perspektiven über die „Gottlosen“ zunächst als eine immer auch den „Gerechten“ drohende Möglichkeit sehen. Wie in Ps 1 dem „Baum an den Wasserbächen“ die „Spreu“ gegenübergestellt wird, „die der Wind verstreut“, so hier der Palme und der Zeder das rasch versengte (Ps 103, 16) Gras. Wer sich von der Lebensader abschneidet, verfällt dem Tod. — Das „Grünen“ der Gottlosen ficht den Glauben nun nicht mehr tödlich an: Gottes Urteil ist realer als alles, was vor Augen ist.

Es wäre hier vielleicht ein Wort zu sagen über die wirkende Macht des verkündigten Wortes Gottes nicht nur in der Gemeinde, sondern auch über ein Volk hin. Ein Wort über mögliche Zusammenhänge auch des politischen „Lebens“ eines Volkes mit seiner Hochschätzung von Wort und Sakrament und des politischen „Sterbens“ mit dessen Verachtung. Dabei ist weder das „Grünen und Blühen und Fruchtbarsein“ noch

das „Vertilgtwerden“ eine statistische Erhebung, sondern ein Glaubensurteil. An Gottes sich erschließender Herablassung „leben“ die Gerechten, an Gottes sich versagender — weil verachteter — Herablassung sterben die Gottlosen. Es geht hier nicht primär um Beobachtung menschlicher Wirklichkeit, sondern um Gewißheit Gottes und seiner Gerechtigkeit (16). Bei allem Entscheidungsernst, der über den zum „Hause des Herrn“ Zugehörigen liegt, malt das Bild (Palme und Zeder) doch gerade das unerschütterliche Bleiben. Wer kann aus den „Vorhöfen des Herrn“ ausreißen, entwurzeln, wen seine Treue hält?? Dies Bleiben ist kein Ruhmestitel des Gerechten, sondern ein Preis der Treue Gottes, der zu seinem Wort steht.

Aus solchem „Bleiben“ quillt „ewige Jugend“ (15). Es darf sehr wohl einmal gewagt werden, an einer Persönlichkeit z. B. der Inneren oder Äußeren Mission dies zu zeigen. Natürliche Kraft und Vitalität hat ihre begrenzte Zeit. Der in Christus Eingepflanzte ist Durchgangsort göttlicher Kräfte, die nie ausgehen. Dabei mögen sie dem „natürlichen“ Urteil durchaus nicht als „Kraft“ erscheinen (J 12, 24; 2 K 12, 9).

Die Predigt wird so sein müssen, daß V. 16 nicht als Anhängsel erscheint, sondern zugleich mit dem Inhalt von 14 f., als dessen bewirkende Ursache, verkündigt wird. In ihrer Existenz verkündigt die „Gemeinde der Gerechten“, daß Gott für sie da ist und daß an ihm kein Unrecht ist.

Wo in der Trinitätszeit Altar- oder Kanzelbehang das Symbol des Weinstocks zeigt, mag auch mit seiner Hilfe das Mysterium von Wachstum und Fruchtbarkeit innerhalb der Gemeinde Christi ausgesprochen werden.

Lieder: 290; 484, 7.

Heinz Schmitt

BERICHTE

Jahresbericht des Theol. Studienhauses Heidelberg 1951/52

Im Herbst 1952 kann das Theol. Studienhaus Heidelberg auf 35 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Wir können den Bericht über dieses 35. Jahr der Arbeit an den Theologie-Studenten nicht beginnen, ohne Gott zu danken für alles, was er in diesen Jahren an dem Haus und seinen Bewohnern getan hat.

1. **Instandhaltung von Haus und Inventar.** Die notwendigen Instandsetzungen wurden in diesem Jahr im kleineren Rahmen als im vorigen Jahr fortgesetzt. Da eine Beihilfe hierfür nicht zu erhalten war, mußten die Kosten aus eigenen Mitteln bestritten werden. Das vordere Treppenhaus wurde hergerichtet, so daß das Haus jetzt wieder beim Betreten einen sauberen, hellen und freundlichen Eindruck macht, wie es für ein Haus, das junge Menschen beherbergt, angemessen ist. Ein Studentenzimmer sowie die Vorratskammer im Erdgeschoß wurden ebenfalls erneuert. Im Garten war die Herstellung einer Trockenmauer erforderlich. Ferner wurden einige Anschaffungen zur Verbesserung des Inventars im Haus und in der Küche getätigt.

Durch eine Beihilfe der Landesbezirksdirektion für Kultus und Unterricht aus Mitteln des Werbefunks des Süddeutschen Rundfunks konnte

anstelle des bisherigen sehr alten und abgespielten Klaviers ein sehr gut erhaltenes Instrument beschafft werden. Daneben wurde aus diesen Mitteln Notenmaterial für den Musikkreis gekauft. Außerdem erhielten wir von der gleichen Stelle ein großes Rundfunkempfangsgerät übersandt.

Es gelang in diesem Sommer nun endlich, für die noch im Hause wohnende Familie Werner eine Wohnung zu beschaffen. Die freiwerdenden Räume sind als weitere Gemeinschaftsräume vorgesehen, die bei der engen Belegung dringend nötig sind.

Unsere Bibliothek wurde durch weitere Neuerwerbungen ergänzt und die Neuordnung weitergeführt. Darüber hinaus konnte die Abteilung „Varia“ durch einige gute moderne Romane und Biographien verbessert werden.

2. Die Zusammensetzung der Hausgemeinschaft geht aus folgender Aufstellung hervor:

	WS 51/52	SS 52
Badener	20	15
Westdeutsche Kirchen	14	19
Landeskirchen der Ostzone	4	1
Ausländer	1	4
<hr/>	<hr/>	<hr/>
zusammen	39	39
davon:		
Flüchtlinge	7	3
Heimkehrer	16 (2)	18 (2 Spätheimk.)
Durchschnittsalter	23,8 Jahre	23,5 Jahre

Im Vorjahr etwa das gleiche.

Wie im vorigen Jahr wurde wieder jeweils einem Ausländer im Zuge der Dankaktion des Hilfswerks ein Freiplatz gewährt.

3. Wirtschaftsbetrieb. Trotz der weiter angespannten Preissituation wurde der Wirtschaftsbetrieb im bisherigen Umfang aufrecht erhalten. Die Erhöhung des Pensionspreises um jeweils 5,— DM monatlich war zwar für manche Studenten schwer zu tragen, mußte aber in Kauf genommen werden. Das Haus hält damit immer noch im Verhältnis zu anderen ähnlichen Studentenheimen einen besonders niedrigen Preis.

Wie im vergangenen Jahr hat die Hilfe durch Sachlieferungen des Evang. Hilfswerks vieles erleichtert. Ebenso sei dankbar verschiedener großer und kleiner Sachspenden mehrerer Gemeinden der Landeskirche gedacht, so vor allem einer größeren Kartoffelspende der Gemeinde Dühren und einer Gemüsespende der Gemeinde Ittlingen.

Obwohl die weitere Durchführung der gemeinsamen Mahlzeiten finanziell recht schwierig ist, sollte an ihnen weiterhin festgehalten werden. Sie bedeuten nicht nur eine Hilfe und Erleichterung für den einzelnen Studenten, sondern sie sind auch ein wesentlicher Faktor, die Hausgemeinschaft auf zwanglose und unmerkliche Art zusammenzuführen.

4. Das gemeinsame Leben im Hause hat in diesem Jahr dadurch besonders gewonnen, daß wir jeweils zu Beginn der Semester uns zu einer Wochenend-Rüstzeit im Ferienheim Gaiberg zusammenfanden. Hierdurch lernten wir uns alle gleich in den ersten Tagen schnell kennen. Vor allem aber wurde unsere Gemeinschaft durch den gemeinsamen Besuch des Gottesdienstes und des Abendmahls gleich zu Anfang

klar auf den Grund gegründet, von dem aus wir nur unser Leben führen können.

Die Morgen- und Abendandachten stehen weiterhin im Mittelpunkt unseres geistlichen Lebens. Zusätzlich zu der bisherigen Auslegung des Wochenspruchs durch den Inspektor am Anfang der Woche sind jetzt noch zwei weitere Andachten mit Auslegung in der Woche getreten, die durch den Studentenpfarrer, die Dozenten und Assistenten und ältere Kandidaten im Wechsel gehalten werden. Die Bedeutung der Verkündigung für unser gemeinsames Leben soll hierin zum Ausdruck kommen. Die zeitweiligen Schwankungen in der Teilnehmerzahl der Andachten gaben uns gelegentlich zu denken, doch darf ihnen wohl nicht allzu viel Gewicht beigemessen werden. Sie treten meist in der Mitte des Semesters auf, eine gewisse Semesterermüdigkeit, die stärkere Inanspruchnahme durch Seminararbeiten usw. (im Sommer wohl auch Ablenkungen durch die vielen zerstreuten Veranstaltungen in Stadt und Universität) sind die Gründe dafür. Immerhin könnte die Hausgemeinschaft hierin wohl etwas zuchtvoller werden.

Die Themen der Arbeitsgemeinschaften waren in diesem Jahr (jeder Hausgenosse konnte sich jeweils eine zur Teilnahme wählen:

System. Arbeitskreis: Die Eschatologie Schleiermachers. NT.licher Arbeitskreis: Kerygma und Mythos (n. d. Sam. Bd v. H. Bartsch). AT.licher Arbeitskreis: Einleitung zur Genesis; Einführung in die rabbinische Literatur; Theologie der Propheten. Dogmengeschichtl. Arbeitskreis, Philosophischer Arbeitskreis (n. d. Buch von Kamlah: Christentum und Geschichtlichkeit), Bibelkundlicher Arbeitskreis, Pressekreis, Instrumentalkreis. — Ferner fand eine Einführung für die ersten Semester in die Fragen des Studienbeginns statt.

An den Hausabenden wurde als einer ständigen Einrichtung festgehalten. Es hat sich bewährt, daß diese Abende durch die Hausgemeinschaft selbst getragen werden. Im Wintersemester begannen wir die Reihe mit einem selbstgestalteten Abend in Form eines Rundgesprächs: „Wie studiere ich?“, aus dem sich eine lebhaftige Diskussion über mancherlei Fragen ergab. Diese Probleme beschäftigten uns das ganze Semester und waren ein Zeichen dafür, daß die Frage der Studienreform dringend durchdacht und angepackt werden muß. — Ein Vortrag von Prof. von Rad über den „Bruder im Alten Testament“ gab uns eine feine exegetische Grundlegung für unser Suchen nach echter Bruderschaft. Ein Bericht des Leiters des Jugendsoziallagers in Mannheim, Herrn Benker, über seine Arbeit an der streunenden Jugend fand lebhaftige Aufnahme bei unseren jungen Theologen und lenkte ihren Blick auf eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit. Der Adventsabend bekam sein besonderes Gesicht durch eine Dichterlesung von Claus Heitmann. Außerdem hörten wir einen Lichtbildervortrag zweier Theologie-Studenten von ihrer Fahrt durch Italien, Tunis und Marokko, wobei uns ihr Zusammentreffen mit Deutschen in der Fremdenlegion auf eine andere menschliche Not unserer Zeit hinwies. — Zu einer Führung durch Räume und Druckerei der Rhein-Neckar-Zeitung wurde durch den Pressekreis eingeladen.

Im Sommersemester wurde die Reihe begonnen mit einer Exkursion nach Maulbronn. Nach einer Besichtigung des Melanchthon-Hauses in Bretten konnten wir an einer interessanten und eingehenden Führung

durch das Kloster teilnehmen. — Ein Gespräch mit Dr. Richards über den „Menschen und seine Komplexe“ führte uns in die Erfahrungen eines Nervenarztes aus seiner langjährigen Praxis ein. Für die letzten Wochen ist noch ein Vortrag von Landgerichtspräsident Silberstein über Jugendkriminalität geplant sowie ein selbstgestalteter Abend über die Frage des „Guten Tones“. Ein Sommerfest gab uns Gelegenheit, mit einer Reihe von Gästen und Freunden des Hauses in Heiterkeit und Fröhlichkeit zusammenzusein.

Im Rahmen der Selbstverwaltung übernahm jedes Glied des Kapitels ein besonderes, das Leben unseres Hauses betreffendes Arbeitsgebiet (Andachten, Arbeitsgemeinschaften, Studienhaus-Abende).

Um nicht nur in den eigenen Problemen des Hauses stecken zu bleiben, hielten wir weiter fest an der engen Verbindung mit der Studentengemeinde. Vor allem aber suchten wir auch in Fühlung zu kommen mit verschiedenen Gemeinden der Landeskirche, die für uns erreichbar waren. Dabei kam es besonders mit der Gemeinde Dühren zu einem sehr freundschaftlichen Kontakt, der dazu führte, daß wir in jedem Semester zu einer Freizeit mit einer kleineren Gruppe aus dem Hause dort eingeladen waren. Wir hielten dort einen improvisierten Gemeindeabend. Bei der Einweihung der Kirche überreichte eine Abordnung des Hauses der Gemeinde als ein Zeichen der Verbundenheit ein Kreuz für die Sakristei. Der Einblick in das praktische Leben einer Gemeinde ist von den Studenten als eine notwendige und gesunde Ergänzung der wissenschaftlichen Arbeit während ihres Studiums empfunden worden.

Wiederum möchten wir am Schluß dieses Berichtes all denen unseren Dank sagen, die durch mancherlei Hilfen uns die Durchführung unserer Arbeit ermöglicht haben. Ganz besonders gilt unser Dank den Gemeinden der Badischen Landeskirche für die große Opferwilligkeit, mit der sie auch im vergangenen Jahr wieder die Kollekte zusammengebracht haben. Dann aber auch allen Freunden, die durch kleine oder große Beihilfen und Spenden uns ihre Verbundenheit zeigten. Wir bitten Gott, daß er unsere Arbeit weiter trägt und segnet. Albrecht v. Mutius

MITTEILUNGEN

Tag der Inneren Mission und Opferwoche 1952

Wir begehen das Gedenken an die Innere Mission der Ev. Kirche, ihre Einrichtungen und Anstalten in diesem Jahr Ende September und Anfang Oktober. Als Geleitwort rufen wir den Gemeinden und allen Christen zu: „Bleibet fest in der Liebe!“ (Hebr. 13, 1—3).

Tag der Inneren Mission
ist Sonntag, der 28. September.

An diesem Tage findet wie alljährlich der Festgottesdienst statt, in dem die Gemeinden erneut an den Dienst der christlichen Liebe als ein wesentliches Stück der Verkündigung des Evangeliums erinnert und zum Festbleiben in dieser Liebe, die der Glaube wirkt, ermahnt werden. In Verbindung mit dem Festgottesdienst wird das seit Jahren übliche feierliche Opfer erhoben.

Die Opferwoche der Inneren Mission dauert
von Mittwoch, den 1., bis Dienstag, den 7. Oktober.

In der Opferwoche gehen die Helfer und Helferinnen der Gemeinden von Haus zu Haus, um in der für diese Zeit behördlich genehmigten Hausammlung das Opfer der Bevölkerung für die Aufgaben der Inneren Mission zu erbitten. Wo Straßensammlungen stattfinden, sind diese für Nordbaden für die Zeit vom 1. bis 7. 10., für Südbaden für die Zeit des 4. und 5. 10. genehmigt.

Der Gesamtverband der Inneren Mission ist von der Kirchenbehörde beauftragt, den Tag der Inneren Mission vorzubereiten und das Material zur Durchführung der verschiedenen Veranstaltungen zusammenzustellen. Es umfaßt folgende Stücke: Das Plakat, das diesmal in besonderer Licht- und Schattenwirkung den Einbruch der christlichen Liebe in das Dunkel der Welt darstellen soll; den Aufruf des Herrn Landesbischofs, ferner Sammelbeutel mit Text oder ein Flugblatt zum Verteilen (anstelle des früher üblichen Gemeindebriefs), einen Firmenbrief sowie das demnächst erscheinende Hilf-mit-Blatt, das für den Tag der Inneren Mission geeignet ist. Die Gemeindeblätter in Nord- und Südbaden werden in Wort und Bild entsprechend ausgestaltet.

Zur Vorbereitung für die Amtsbrüder wird diesen zeitig die Handreichung des Central-Ausschusses für Innere Mission zugehen. Es enthält: Predigtmeditation, Entwurf einer Unterredung mit der Jugend, eine Lesepredigt, Handreichung zur Gestaltung eines Lesegottesdienstes sowie „Erlebnisse und Begegnungen im Dienst der Inneren Mission“. Ferner wird die badische Beilage zu „Für Arbeit und Besinnung“ eine Predigtmeditation sowie Zahlenmaterial über die Innere Mission in Baden und einen Aufruf an die Amtsbrüder veröffentlichen.

Mitteilungen des Verlags

Die vorliegende Ausgabe der „Beilage“ ist eine Doppelnummer. Die nächste Nummer erscheint deshalb erst zum 1. September.

Diejenigen unserer Leser, die nur die „Beilage“ beziehen, weisen wir darauf hin, daß die August-Doppelnummer des Hauptblatts dem Gedächtnis Adolf Schlatters gewidmet ist (aus Anlaß des 100. Geburtstages Schlatters am 16. August). Das Heft kann einzeln zum Preis von 1,40 DM vom Verlag bezogen werden.

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Pfarrer Dr. Christian Biedermann, (17 a) Karlsruhe, Vorholzstr. 6
Pfarrer Rudolf Bössinger, (17 a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Kirchenrat Karl Gutbrod, (14 a) Stuttgart S, Danneckerstr. 43
Inspektor Albrecht von Mutius, (17 a) Heidelberg,
Neuenheimer Landstr. 34
Pfarrer Heinz Schmitt, (17 a) Karlsruhe, Sedanstr. 20
Pfarrer Ludwig Simon, (17 a) Mannheim, Eggenstr. 6
Pfarrer Hans Joachim Stein, (17 a) Karlsruhe, Sperberweg 10

Schriftleitung: Pfarrer Helmuth Meerwein, (17 a) Karlsruhe, Blumenstraße 1. — Verlag: Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, Stuttgart O, Urbanstraße 25, Postschließfach 897. — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Bezug durch jede evang. Buchhandlung oder direkt vom Verlag. — Preis bei gesondertem Bezug der Beilage vierteljährlich DM 3.35 einschl. Versandkosten, Einzelnummer DM -.60. Alle Rechte vorbehalten.